Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEG. VON HERMANN MULERT

20. Juni 1936 — Unser 50. Jahrgang — Nummer 12

INHALT

Gott hat mich gesegnet ..... Gottfried Kittel

Neue Kirchenleitung ..... Hermann Mulert

Zu einer Faustaufführung ..... Bernhard Martin

Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament . Hermann Meltzer

Aufbauarbeit am Weltbild der Physik ..... Johannes Naumann

Ein evangelischer Dichter Siebenbürgens ..... Carl Watzinger

Wissen um fremdes Wissen und um fremde Art .... Rudolf Otto

Eine lutherische Kirchengeschichte ..... Martin Rade

Täufer und Mennoniten ..... Rudolf Kayser

In Goethes Lehre ..... Gerhard Heine

Urkunden – Blick in die Welt – Aus Zeitschriften

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes – Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Leipzig

gegründet 1886, wird herausgegeben von Professor D. Hermann Mulert. Sie erscheint halbmonatlich und kostet RM 4.50 im Vierteljahr.

Schriftleitung: Kiel, Tirpitzstraße 120, Fernruf 4277.

Verlag: Leopold Klotz, Gotha. Auslieferung Leipzig, Frommannstraße 2a.

Bezug der „Christlichen Welt" kann durch alle Postämter, Buchhandlungen oder unmittelbar durch den Verlag erfolgen. Bei Zustellung als Drucksache kostet sie vierteljährlich RM 4.50 zuzüglich Porto; Einzelheft 80 Pfennig.

Postscheck: Erfurt 4754, Zürich VIII, 12267.

Reklamationen richten die Postbezieher zuerst an das zuständige Bestellpostamt, dann erst an den Verlag.

Anschriftsänderung möglichst vor Wohnungswechsel an die Post, Buchhandlung oder den Verlag weitergeben. – In Falle einer Behinderung des Erscheinens durch höhere Gewalt haftet der Verlag nicht!

Einsendungen von Manuskripten und Rezensionsexemplaren an die Schriftleitung in Kiel. Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgesandt.

D. A. 2600 I. Vj. 36 – Verantwortlich für die Anzeigen (außer Verleger-, Stellenmarkt-, Wohnungs-, Gelegenheits- und Familienanzeigen) Dipl.-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

Anzeigengebühr (nach Preisliste 3): die ganze Seite RM 120.— brutto. Seitenteile entsprechend.

Zu dem Aufsatz in diesem Heft!

FERDINAND VON NEUREITER

„Wissen um fremdes Wissen"

auf unbekanntem Wege erworben

Eine experimentelle Untersuchung

Preis RM 1.50

„Eine Schrift, die größte Aufmerksamkeit verdient und mit aller Gründlichkeit von der wissenschaftlichen Welt behandelt werden muß. An den einwandfreien Untersuchungen werden manche Wissenschaftsgebiete interessiert sein; z. B. die Psychologie, aber auch die Religionsforschung, die nicht selten in ihren Texten dem berichteten Phänomen eigentümlich naher Gedankenbeziehung begegnet." Deutsche Allgemeine Zeitung

„Ein beispielloser Fall von Gedankenübertragung. Bedenken wir, daß die menschliche Kultur mit allen ihren Intelligenzleistungen vornehmlich auf der inneren Aufmerksamkeit und Angespanntheit beruht, daß diese sich aber hier gerade als hinderlich erweist, wo eine bestimmte unschätzbare, seelische Fähigkeit in Funktion treten soll! Sollte Klages mit seiner Entgegensetzung von Seele und Geist in einem gewissen Punkte wenigstens doch recht behalten?" Königsberger Allg. Zeitung

„In seiner Schrift liegt offenbar eine Tatsache vor uns, die sehr gut bezeugt, mit wissenschaftlichen Methoden untersucht und sehr sorgfältig dargestellt worden ist, und die deshalb wohl verdient, bekannter zu werden. Die mit kluger Umsicht angestellten Versuche werden genau beschrieben und durch Tabellen, Zeichnungen und Lichtbilder illustriert." Germania

„Der Verfasser bediente sich einer Anzahl gebildeter, wissenschaftlich geschulter Personen als Zeugen. Nach menschlichem Ermessen erscheint jeder Betrug ausgeschlossen. v. N. bringt keine Theorie, sondern er stellt schlicht und sachlich den höchst bemerkenswerten, vorläufig nicht deutbaren Sachverhalt dar." Klinische Wochenschrift

„Der Fall, den der so verdiente Vertreter der gerichtlichen Medizin in Riga hier mitteilt, den er unter Kontrolle angesehener Fachmänner, auch Mediziner von Ruf, eingehend untersucht und experimentell bearbeitet hat, wie die daraus gezogenen Schlußfolgerungen, das alles verdient höchste Beachtung: Es handelt sich um nicht weniger als um den experimentell eingeleiteten Beweis paranormaler Gedankenübertragung (echten Gedankenlesens)." Wiener medizinische Wochenschrift

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Freunde Hermann Oesers

werden gebeten, dem

„Haus Sonnwärts" in Freudenstadt

(Schwarzwald) für Erholungszeiten Beachtung zu schenken. Es liegt auf dem Kienberg. In 10 Minuten ist die Stadt zu erreichen, in einer Minute der Hochwald. Und drinnen waltet **Gertrud Oeser** mit ihrer Freundin **Elisabeth Brestowsky-Eberbach.** (5–6 RM und Kurtaxe) *Paul Jaeger*

Friedrichroda i. Thür.

450 m ü. M.

Waldhaus Karin-Sigrid

früher Haus der Christlichen Welt

Schreibersweg 6 **Leiterin: Frau Edith Behrendt**

Fernruf 270

15 behaglich eingerichtete Zimmer z. T. mit Glasveranda / Herrliche Lage direkt am Tannenwald / Garten / Liegewiese / Bad Gesellschaftsräume

Zimmer mit Frühstück von 2.25 RM an

Den Abonnenten der Christl. Welt wird – wie bisher – ein Nachlaß von 5% auf die Zimmermiete gewährt

Im Schwarzwaldkinderheim

TETENSHOF

werden Kinder zur Miterziehung der eigenen oder zur Erholung aufgenommen

Fröhliches Familienleben durch lebendiges Christentum. Eigene Landwirtschaft, Wald, Wasser, Luft- und Sonnenbäder. Schulbesuch der Volksschule im Ort, ab Sexta im Landschulheim Hinterzarten möglich. **Pension monatlich RM 90.–**

Auskunft: **Tetens / Kirchzarten / Freiburg i. B.**

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEG. VON HERMANN MULERT

Nummer 12 | Gotha, 20. Juni 1936 | 50. Jahrgang

Inhalt: Gott hat mich gesegnet [Sp. 529] — Neue Kirchenleitung [Sp. 531] — Zu einer Faustaufführung [Sp. 533[— Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament [Sp. 537] — Aufbauarbeit am Weltbild der Physik [Sp. 540] — Ein evangelischer Dichter Siebenbürgens [Sp. 543] — Wissen um fremdes Wissen und um fremde Art [Sp. 545] — Eine lutherische Kirchengeschichte [Sp. 550] — Mennonitentum [Sp. 554] — Urkunden [Sp. 558] — In Goethes Lehre [Sp. 560] — Aus Zeitschriften [Sp. 560] — Blick in die Welt [Sp. 561] — Bücher und Schriften: Furcht und Liebe im palästinensischen Judentum (Sander); Kosmos und Aion (Löwe); Jézus és Mária ereklyéi (Szimonides); Menschen der Bibel (Klein, Katterfeld, Dannenbaum, Kroeker); Die Reformation (Schöffler); Luthers Lieder (Müller); Kritische Kirchengeschichte (Schmitt); Die Theologie am Scheidewege (Kuhlmann); Rasenplan (Hoinkes); Neuer Anfang aus Gott (Wenn); Gefährlich Leben (Schomerus); Predigtmeditationen (Sammetreuther); Wir wandeln im Glauben, nicht im Schauen (Iwand); Natur als Offenbarung (Guenther); Der Kampf um den Menschen in Natur, Mythos, Geschichte (Hartmann); Ich ging aus deinen Augen (Siedel); In der Krisis der Weltmission (Richter); Bernhard von Weimar (Frh. von Stenglin); Herr, ich warte auf dein Heil (Hesselbacher); Der gläserne Mund (Hertha von Gebhardt) [Sp. 566] — Chronik [Sp. 573] — Verschiedenes: Der Anschluß der sächsischen Landeskirche; Achtung vor dem Glauben Anderer; Olympia; Heidelberg und die Theologie; Der Evangelisch-Soziale Kongreß; Die Schriftleitung der CW [Sp. 575] — Versammlungskalender [Sp. 576] — Anzeigen [Sp. 576].

Gott hat mich gesegnet

Man pflegt zu sagen: „An Gottes Segen ist alles gelegen", d. h. wo Gott nicht hilft, da kann ich nichts; von ihm sind ausnahmslos alle Menschen in allen Dingen irgendwie abhängig. Wenn ich aber bekenne: „er hat mich gesegnet", so will ich damit ausdrücken, daß er mich besonders begünstigt und mir mehr als Anderen geholfen hat. Während mancher von meinen Mitmenschen von Kindesbeinen an schwach und gebrechlich gewesen ist, habe ich mich bis in mein hohes Alter hinein der besten Gesundheit erfreuen dürfen; viele haben eine Enttäuschung nach der anderen erleben müssen und mir sind meine Unternehmungen fast restlos gelungen; wo Andere auf Schritt und Tritt vom Unglück verfolgt worden sind, da sind mir Kummer und Herzeleid fast ganz erspart geblieben.

Es ist jedoch keineswegs alles göttlicher Segen, was so genannt wird. „Mit Gottes Hilfe habe ich das Examen bestanden", habe ich einst einen jungen Juristen allen Ernstes sagen hören, weil er sich seines mangelnden Fleißes wohl bewußt war und auf einen befriedigenden Abschluß seiner Studien nicht hatte hoffen dürfen. Aber Gott hilft wohl den Schwachen, jedoch nicht denen, die seine Gaben nicht treulich benützen. Oder wenn ein Kaufmann durch Anwendung nicht ganz einwandfreier Geschäftskniffe in kurzer Zeit ein reicher Mann geworden ist, so hat er kein Recht, von Gottes Segen zu reden. Oder wenn es nach einem siegreichen Feldzug heißt: „Gott hat unsre Waffen gesegnet", so ist das nur eine fromme Redensart; denn die Kämpfe auf dem Schlachtfeld werden durch überlegene Kampfmittel und andere kriegerische Vorzüge entschieden. Man wird auch nicht behaupten wollen, daß die unheilvolle Regierung in Rußland sich des göttlichen Segens erfreue, weil sie schon Jahre lang Bestand gehabt hat und ihr Sturz scheinbar noch in weiter Ferne liegt.

Andrerseits sind die größten Mißerfolge und Leiden aller Art noch keine zuverlässigen Merkmale dafür, daß Gott uns seinen Segen entzogen hat und statt dessen sein Fluch auf uns ruht. Oder war etwa Jesus von ihm verflucht, als er am Kreuze hing und sein ganzes Lebenswerk für immer vernichtet schien? Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß Gottes Segen in einem innerlichen Gewinn besteht. Von ihm gesegnet sein heißt in allen Lagen des Lebens selig sein oder im Herzen einen Frieden und eine Freude haben, die alles Denken übersteigen, aber nichtsdestoweniger fest gegründet sind in dem unerschütterlichen Vertrauen auf Gottes väterliche Güte.

Dieses Segens können wir alle teilhaft werden, auch wenn wir auf der Schattenseite des Lebens wohnen, weil er nicht an äußerliches Wohlergehen gebunden, sondern ganz unabhängig davon ist. Wahrlich auf dem Boden der Trübsale gedeihen nicht nur stumme Ergebung und stille Geduld, sondern auch innige Dankbarkeit und helle Freude. Ein kleiner Lichtstrahl im Dunkel des Leidens kann sogar einen größeren Jubel erzeugen als dauernder Sonnenschein. Wenn wir aber Gottes Segen nicht zu spüren bekommen, so ist es nie seine Schuld; denn seine Gedanken sind stets darauf gerichtet, uns zu segnen; nach seinem guten und gnädigen Willen sollen und können uns alle Dinge zum Besten dienen. Es liegt immer nur an uns selbst, wenn wir uns nicht von ihm gesegnet fühlen, und zwar kommt es daher, daß wir seine Güte nicht recht erkennen und ihm nicht genug dafür danken. Gewiß ist diese Erkenntnis nicht immer leicht zu gewinnen, sondern muß oft genug schwer erkämpft werden. Wer aber mit Gott ringt in dem festen Vorsatz: „ich lasse dich nicht, du segnest mich denn", der wird auch endlich gewinnen und den Sieg behalten.

Sollt ich meinem Gott nicht singen?
Sollt' ich ihm nicht dankbar sein?
Denn ich seh' in allen Dingen,
wie so gut er's mit mir mein.

Gottfried Kittel

Neue Kirchenleitung

Heute wird bei uns die Frage kirchlicher Neuwahlen viel besprochen. Ein neues Wahlverfahren wird dabei verschiedentlich gefordert, und man weiß, daß kirchenamtliche Stellen mit Ausarbeitung einer neuen Wahlordnung beschäftigt sind. Wenn doch die Tätigkeit der vom Reichskirchenminister berufenen neuen Kirchenausschüsse am 30. Sept. 1937 zu Ende gehen soll, und wenn nach unzweideutigen staatlichen Erklärungen die staatlichen Maßregeln die deutsche evangelische Kirche in den Stand setzen sollen, die in ihr strittigen Fragen selbst zu regeln, so müssen in der Tat bis zum Herbst 1937 neue evangelische Kirchenbehörden da sein, also entsprechend früher die neuen kirchlichen Körperschaften und Synoden gebildet werden, von denen jene gewählt werden sollen. Eine anerkannt rechtmäßige und zum Handeln fähige Kirchenleitung ist das Ziel; um es zu erreichen, sucht man das für die Kirche beste Wahlverfahren.

Wie viel wert die Erreichung solches Ziels wäre, wie viel wert also auch jedes gute Mittel, das Ziel zu erreichen, darüber bedarf es keines Worts. Aber vor Überschätzung dessen, was da erreicht werden kann, muß gewarnt werden. Überschätzung kirchlicher Formen ist katholisch, sowohl Überschätzung einer bestimmten Kirchenverfassung (der bischöflichen), als auch dessen, was die Führer der Kirche leisten können. Der Protestant wird grundsätzlich schärfer betonen, die beste Kirchenverfassung und die weiseste Kirchenbehörde nütze nicht viel, wenn im Volke sittlicher Verfall eintritt, wenn es sich vom religiösen Glauben abwendet oder wenn doch die Verkündigung des Christentums kraftlos wird.

Soll nun die deutsche evangelische Kirche und sollen ihre einzelnen Abteilungen – mag es sich um Landeskirchen wie bisher handeln oder mögen da, bei veränderter politischer Gliederung des Reichs, Änderungen eintreten – eine neue Leitung erhalten, so würde man die Arbeit erschweren, wenn man alles von formaler Rechtmäßigkeit abhängig machen wollte. Die Art, wie Deutsche Christen 1933 und noch in den nächsten Jahren sich oft über das formale Recht hinwegsetzten, ist gewiß nicht zu billigen. Aber wie es im Leben der Völker und Staaten Revolutionen gibt, und darunter heilsame Fälle, in denen zwar das geschriebene Recht verletzt wurde, in denen aber das sittliche Recht auf seiten der Neuerer war und der Erfolg ihrem Tun das geschichtliche Recht verliehen hat, so kennt auch die Kirchengeschichte Revolutionen, deren wichtigste die Reformation war. Wir wollen wahrlich die Änderungen, die wir heute in der Verfassung der deutschen evangelischen Kirche vornehmen, nicht mit den gewaltigen Taten der Reformatoren vergleichen. Aber klar ist: formale Rechtskontinuität ist nicht das Wichtigste; wenn jemand verlangen wollte, weil 1933 einige Rechtsverletzungen vorgekommen seien, müßte die ganze seitherige Entwicklung rückgängig gemacht werden, und es müßte erst noch einmal alles auf den früheren Stand zurückgeführt werden, so würde ihn niemand ernst nehmen. Daß aber, wenn in revolutionärer Zeit der Rechtszusammenhang hier und da zerrissen ist, nur der Staat oder doch am sichersten der Staat berufen ist, zur Wiederherstellung der Rechtsordnung auch in solcher Gemeinschaft wie der Kirche zu helfen, ist klar. Sein Eingreifen formal juristisch anzufechten wäre verkehrt.

Aber wie man hier nicht juristisch doktrinär sein soll, so auch nicht dogmatisch doktrinär. Und diese Gefahr ist heute ernster. Als 1933 – wohl zuerst in Westfalen – die den Deutschen Christen Widerstrebenden sich darauf beriefen, daß einige der neuen Verordnungen mit den reformatorischen Bekenntnisschriften unvereinbar seien, haben sie dabei sogleich ein williges Ohr bei Juristen und Staatsmännern gefunden. Daß in der Kirche das Bekenntnis gelte, genauer: die Bekenntnisschriften, leuchtet Juristen leicht ein; sie sind geneigt, diese Geltung ebenso zu behandeln, wie die der Gesetze im Staat, und ein Jurist muß schon entweder ein lebendiger evangelischer Christ oder ein mit Weltanschauungskämpfen vertrauter Mann sein, um zu wissen, daß bei der Art evangelischen Glaubens eine gesetzliche Behandlung evangelisch-kirchlicher Dinge nach einzelnen Sätzen der alten Bekenntnisschriften leicht zu Veräußerlichung und sonstigem unevangelischem Wesen führt. Vor einigen Jahrzehnten gab es einen kirchlichen Rechtsstreit in Schottland; eine kleine Gruppe behauptete, sie allein sei dem Bekenntnis der Väter treu geblieben und ihr gehöre das ganze Kirchenvermögen. Das englische Oberhaus, formal-dogmatisch oder formal-juristisch urteilend, gab ihr Recht und sprach ihr das ganze Vermögen zu, mit dem sie gar nichts hätte anfangen können. Glücklicherweise ist diese unbillige Entscheidung dann durch einen verständigen Schiedsspruch aus der Welt geschafft worden. Aber bei uns in Deutschland ist in den letzten Jahren der Gedanke bei vielen Bekenntnisfreunden tief eingewurzelt: die Deutschen Christen sind Irrlehrer, die Maßregeln ihrer Behörden also von selbst ungültig, diese Behörde alles Anspruchs auf Gehorsam verlustig. Im Gegensatz zu ihnen sieht man die auf Bekenntnissynoden gewählten Bruderräte und Vorläufigen Kirchenleitungen als die allein rechtmäßigen Kirchenbehörden an.

Hier werden aus unsicheren dogmatischen Voraussetzungen anfechtbare juristische Folgerungen gezogen. Erstens haben die Deutschen Christen keineswegs sämtlich die gleiche Lehre, sind also nicht im gleichen Sinne Irrlehrer. Zweitens gehören auch zur Bekennenden Kirche Viele, die an wichtigen Punkten von der Lehre der Bekenntnisschriften weit abweichen; wie verträgt sich damit der Anspruch, man stelle die rechtmäßige Kirche dar? Gibt es hier eine scharfe Grenze oder nicht vielmehr mancherlei Übergänge? Drittens: Viele, ja die Meisten gehören weder zu den Deutschen Christen noch zur Bekennenden Kirche; darf man für die Organe der Bekennenden Kirche beanspruchen, daß sie auch diese alle kirchlich zu leiten habe? Viertens: muß man nicht bedenken, daß die Lage, in der die Bekenntnisschriften des 16. Jahrhunderts entstanden, sehr anders ist als unsre heutige, manche ihrer Sätze also nur mittelbar auf Gegenwärtiges anzuwenden sind? Ergäben kirchliche Neuwahlen keine Mehrheit für die Bekennende Kirche, auch wenn diese Wahlen ohne unrechtmäßige Beeinflussung erfolgt wären, so würden freilich schroffe Bekenntnisfreunde wieder die Rechtmäßigkeit der so gewählten Körperschaften und der von ihnen zu bildenden Kirchenbehörden bestreiten. Auf diesem Wege aber kämen wir nie zu kirchlicher Ordnung, kirchlichem Frieden.

Was dazu notwendig ist, davon das nächste Mal, im Blick auf die geplanten kirchlichen Neuwahlen. M

Zu einer Faustaufführung

Daß in jüngerer Zeit die Bühne sich mehr des Faust nnimmt als früher, darf im ganzen und großen als n Zeichen dafür angesehen werden, daß man sich dem eiste dieser Dichtung mehr und mehr zu nähern ver- ucht. Freilich ist dieses größte Werk der neueren deut- hen Dichtung, wie man ohne weiteres zugeben muß, er Bühnendarstellung nur schwer zugänglich. Seine änge, die Fülle seiner inneren Schwierigkeiten, sein inausgreifen über den äußeren-irdischen Schauplatz nd seine Symbolik setzen bei allen Mitspielenden und llen Zuschauern Kräfte voraus, die erst gewonnen erden müßten, um eine Aufführung zur Vollendung u bringen.

Es wäre also unbillig, an eine Bühnendarstellung olche Maßstäbe heranzutragen, wie sie sich aus dem nneren Verhältnis zu Goethes Dichtung ergeben kön- en. Umgekehrt aber darf eine Theateraufführung, da e doch dem Geiste der Dichtung dienen will, auch nicht urz und bündig kritiklos hingenommen werden. Schließlich wird man sich im Laufe der Jahrzehnte ollkommenen Darstellungen nur dann nähern, wenn iele Menschen gemeinsam sich bemühen, dem Geiste es Werkes immer besser auf die Spur zu kommen. So ollen diese Zeilen nicht ein wohlfeiler Tadel an einer inzelnen, selbstverständlich im Erfolge beschränkten lufführung sein, sondern ein bescheidener Beitrag zu er Erkenntnis der Dichtung selbst. Wo die Aufführung tattgefunden hat, das ist in diesem Zusammenhange anz gleichgültig.

Der erste Eindruck, den man heute bei einer Faust- ufführung haben kann, ist der, daß die Aufführenden elbst nicht genug die Einheit des Werkes im Bewußt- ein und im Herzen tragen. Der Faust mit seinen über 4000 Versen setzt allerdings auch eine Erlebniskraft oraus, die man sich nicht vornehmen, sondern allen- alls langsam erarbeiten kann. Wo aber wäre für diese rarbeitung der rechte Ansatz? Sicher doch in rechter infühlung und Hingabe an den großen Geist, durch en uns diese Dichtung geschenkt worden ist. Wer sich icht ehrfürchtig dem Werke naht, wer nicht das Be- ußtsein lebendig mitbringt, seinerseits vor dem Goe- heschen Geiste als ein Zwerg vor dem Riesen zu stehen, er nicht die schlechthinnige und verpflichtende Über- egenheit des Genies anerkennt, der wird schwerlich den chlüssel finden.

Um nämlich in der Erkenntnis des Faust vorzuschrei- en, bedarf es nicht nur der Freudigkeit, sich einer gro- en Dichtung unterzuordnen, sondern der Bereitschaft, ine tiefere Selbsterkenntnis zu üben. Die Dichtung tritt llerdings zunächst von außen an den Menschen heran, ber sie muß ein im Inneren Auflebendes wecken. Das t bei dem Einen vielleicht mehr, bei dem Anderen viel- eicht weniger. Bei Allen aber ist es, gemessen an der eistesfülle des Werkes selbst, auf jeden Fall wenig. as kann nicht anders sein. Und dieses sehen, den vor- äufig unüberbrückbaren Abgrund bescheiden bejahen, as dürfte der rechte Ausgangsort für eine Beschäf- igung mit dem Faust sein. Vieles läßt sich wohl mit em kühlen und kühnen Verstande meistern; doch sind es llemal nur die Äußerlichkeiten, die vom Verstande er- riffen werden können. Zum Wesen ist der Zugang nur urch Bescheidung und Liebe zu gewinnen.

Aber wir Menschen sind heute allermeist außerordentlich stolz und selbstsicher. Wir meinen, mit den uns jeweils zur Verfügung stehenden geistigen Kräften allen in unser Leben herein reichenden Aufgaben gewachsen zu sein. Der Abstand, der vom Genie trennt, wird zwar theoretisch gesehen, aber praktisch nicht gewürdigt. In einer Kritik der Faustaufführung wurde der Faust das „Evangelium der Deutschen" genannt. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn der Schreiber dieses Wortes mit ihm eine letzte, gültige Verpflichtung für sich selbst anerkennen würde. Man könnte ja immer noch anderer Meinung sein und das Wort „Evangelium" für zu hoch gegriffen halten, aber doch einen Menschen verstehen, der in dem Faust etwas für ihn Wichtigeres, Größeres, Gültigeres sähe als in dem Evangelium selbst. Nun erlaubt sich aber derselbe Kritiker, der zuerst den Faust als „Evangelium" bezeichnet, schon nach ein paar Sätzen, mancherlei Kritiken, nicht an der Faustaufführung, sondern am Faust selbst. Er weiß zum Beispiel oder glaubt zu wissen, daß der dritte Akt des zweiten Teiles viel zu lang ist und daß er eigentlich nur ein Teil der klassischen Walpurgisnacht zu sein hätte. Nun kann man ja schließlich sogar der Meinung sein, daß Goethe die Sache schlechter gemacht hat als es dann geschehen wäre, wenn er etwa einen guten Rat bei einem heutigen Kritiker eingeholt hätte; denn das Selbstbewußtsein der Heutigen ist schon groß. Aber unmöglich kann man in einem Werke einerseits ein Evangelium erblicken und andrerseits sich doch für befugt halten, an ihm herumzubessern in der Meinung, die eigne Urteilskraft sei mehr zuständig als der Geist des großen Autors selbst. Das Wort vom Evangelium wird dann zur bloßen Redensart, es hilft die Ehrfurchtslosigkeit verschleiern, die darin liegt, daß man das eigne Urteil dem Goethes überordnet.

Auch bei der Aufführung ist es spürbar geworden, daß man sich nicht etwa dem Goethe-Geist unterzuordnen gedachte, sondern sich berechtigt fand, an ihm zu bessern; um der stärkeren Bühnenwirkung willen. In dem zweiten Akte, in der klassischen Walpurgisnacht, wurden nicht nur viele entscheidende Stellen weggelassen, sondern auch erhebliche Umstellungen vorgenommen, durch die dem Zuschauer das Verständnis erleichtert werden sollte. Bekanntlich machen in der klassischen Walpurgisnacht Faust selbst und dann Mephistopheles und Homunkulus bestimmte Entwicklungswege durch, die mit guten Gründen von Goethe ganz ineinander verschlungen dargestellt worden sind. Sicher ist es Goethes Absicht gewesen, mit dieser Verschlingung etwas Bestimmtes zum Ausdrucke zu bringen; jedenfalls läßt sich der Sinn dieser Verschlingung erkennen. Stellt man dagegen, wie es geschah, die Wege des Faust, des Mephisto und des Homunkulus getrennt und nacheinander dar, so greift man in den Sinngehalt der Dichtung selbst ein. Man hält sich, um es beim rechten Namen zu nennen, für befugt, Goethe zu verbessern, ihm nachzuhelfen, ihn für den Zweck der Bühnengestaltung umzumodeln.

Es soll nicht gesagt werden, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen dergleichen ganz vermeidbar sei. Wir sind eben, im ganzen und großen, in einem Zustande, in dem ohne solche Eingriffe Faustaufführungen vielleicht überhaupt unmöglich sind. Wir sind aber gleichwohl und eben deswegen in einem Zustande, der

ein reines Verständnis der Goethe-Dichtung verhindert. Es ist nicht im Sinne Goethes, um der „besseren" Bühnenwirkung willen Veränderungen an seinem Werke vorzunehmen. Und wie sollte eine Aufführung volles Gewicht besitzen, die nicht vor Goethes eignem Auge Bestand hat?

Kein Kunstwerk kann abgelöst von dem Geiste seines Schöpfers betrachtet und behandelt werden. Wir müßten dahin kommen, das Werk, so wie Goethe es geschaffen und hinterlassen hat, unangetastet hinzunehmen und als Aufgabe für uns zu sehen. Hat doch Goethe in seinem reichen Erdenleben wie ganz wenige Menschen sonst einen Entwicklungsgang durchgemacht, auf dessen Gipfel man mindestens erst selbst stehen müßte, um an dem Werk Kritik üben zu dürfen. Doch ist die Frage, ob ein Mensch, der seinerseits auch auf diese Bewußtseinshöhe hinaufkäme, dann noch Lust hätte, solche Kritik zu äußern. Man kann den Eindruck haben, daß in dem gleichen Maße, in dem ein Aufstieg im Sinne Goethes geschieht, das beglückende und bejahende Verständnis seines größten Werkes wächst.

Aber gerade, wenn Goethes lebendiger, schöpferischer Geist die einzige anerkennenswerte Instanz für eine Faustkritik ist, dann muß noch unterschieden werden zwischen dem irdischen Selbstbewußtsein Goethes, aus dem heraus er sich ja auch vielfach selbst über seine Faustdichtung ausgesprochen hat, und seinem künstlerischen Bewußtsein, das weit über das irdische Selbstbewußtsein hinausragte. Goethe hat bekanntlich das Schaffen des Künstlers mit dem Schaffen der Natur ernstlich gleichgesetzt und war auch dazu, von sich aus, insofern berechtigt, als in seinem künstlerischen Bewußtsein eine höhere Gesetzlichkeit in Erscheinung trat, die sich dann in seinen Kunstwerken niederschlug. Er war des Genius in sich selbst wie einer höheren Naturkraft sicher, aber sein Verstandesbewußtsein reichte offenbar nicht aus, um das eigne Genie zu ermessen: Goethe ist als Künstler, als Vermittler von Wahrheit und Erkenntnis in Gestalt der Dichtung, größer, als er selbst wußte. So liegen auch in der Faustdichtung Impulse und Weisheiten, die Goethe in verstandesmäßiger Form in seinem Erdenleben nicht zum Ausdruck gebracht hätte. Wenn also Goethe selbst als oberste Instanz jeder Faustkritik bezeichnet wird, so ist damit nicht auf sein irdisches Bewußtsein verwiesen, sondern auf sein künstlerisches Bewußtsein, auf seinen Geist schlechthin.

Will man überhaupt von dem lebendigen Geiste eines Menschen sprechen, so muß man sich klarmachen und anerkennen, daß der Mensch nach dem Tode weiterlebt und nicht stille steht, sondern lebendig fortschreitet.

Daß Goethe an das Fortleben des Menschen nach dem Tode und an seine Weiterentwicklung glaubte, ist bekannt. Auch spricht ja der Faustschluß sehr eindringlich und eindeutig darüber. Und daß der Mensch inmitten einer Geisterwelt lebt, dieses ist durch die Faustdichtung ebenfalls sehr eindeutig und eindringlich dargestellt. Goethe hat, man möchte sagen: seine Weltanschauung nicht in abstrakter, philosophischer Form vorgelegt, sondern in dichterischer. Wenn etwa dem Beginn der Tragödie das Vorspiel im Himmel vorausgeht, oder wenn dem Schlusse der Tragödie ein Nachspiel im Himmel folgt, so will das nicht als unverbindliche sogenannte „Dichtung" im Gegensatze zur Wahrheit und auch nicht neben der Wahrheit her genommen sein, sondern als Wahrheit. Wenn dem Faust immer wieder Geistgestalten erscheinen und sein Leben beeinflussen, wenn sein ganzes Wirken mit der Mephistophelesgestalt untrennbar verbunden ist, so ist das wiederum nicht „Dichtung" im Gegensatze zur Wahrheit oder außerhalb ihrer, sondern Ausdruck der Weltanschauung Goethes. Wenn Faust zweimal eine Tragödie durchmacht, mit Gretchen und mit Helena, in der sichtbaren und in der unsichtbaren Welt, so will auch das Ausdruck der Weltanschauung Goethes sein, was Goethe sonst aus seinem Verstandesbewußtsein heraus über seinen Faust gesagt haben was immer. Des Menschen Entwicklung und Erdenweg ist nicht abgelöst von überirdischen Sphären und Wesenheiten. Immer wieder kündigen sie sich an, wirken ins Erdenleben herein, machen es erst in seiner ganzen Fülle möglich. Der Pakt mit dem „Teufel" ist unvermeidlich, aber er kann gesehen, er kann sogar begriffen werden. Tragik ist nicht zu vermeiden; aus eigner Kraft entrinnt der Mensch gewissen zerstörenden Mächten nicht. Aber die Osterbotschaft tritt in das Leben ein, gehört oder ungehört, bewahrt oder vergessen; und selbst wenn der Menschensinn sich für seinen himmlischen Ursprung und sein überirdisches Ziel blind macht, so ist dennoch die geistige Welt „erlösend" vorhanden, um ihn nach dem Erdenwege in „höhere Sphären" aufzunehmen.

Das sind verhältnismäßig recht einfache, aber eindringliche Gedanken, die aus dem Faust ohne Weiteres heraus sprechen. Die Faustdichtung wäre nicht, was sie ist, wenn sie nicht das Menschenleben in den gewaltigen Bogen vom Himmelssein über die Erdenwelt in das Himmelssein zurück darstellte, wenn sie nur psychologisierte oder einen Ablauf äußerer Ereignisse behandelte, die durch Heranziehung von Geistern nur etwas interessanter gemacht wären. Ganz gleich, was Goethe verstandesmäßig über seinen Faust geäußert hat, sein Genie spricht eindeutig Weltanschauung aus. Sonst wäre die Dichtung blaß.

Zum Verständnis des Faust ist also mehr nötig als künstlerische Einfühlung. Man kann genau wissen, in welcher Reihenfolge die einzelnen Faustszenen entstanden sind oder in welcher Art der Faustplan sich in Goethes Bewußtsein im Laufe der Zeit ausgestaltete oder an welchen Anzeichen zu erkennen ist, in welcher Lebenszeit eine bestimmte Szene entstanden sein muß usw. und kann dem Geist des Werkes doch noch sehr fern stehen. Denn im Hinblick auf alle diese Dinge ist eignes Urteil möglich und erlaubt, weil es das Gewand des Werkes betrifft, nicht seine Substanz. Der Substanz aber nahe man sich durch Unterordnung, durch Streben nach Erkenntnis, durch Gewinnung derjenigen Weltanschauung, aus der das Werk erwachsen ist und von der es durchzogen ist. Gewiß sollte man auch im Hinblick auf die Substanz seiner Weltanschauung nicht etwa kritiklos oder auch nur gedankenlos sein. Aber es könnte doch sehr verpflichtend sein, zu wissen – und wissen läßt es sich eigentlich doch leicht – aus welcher weltanschaulicher Haltung der Faust gewachsen ist. Es gibt genug gute Gründe dafür, Goethes Lebenserfahrung anzuerkennen; es gibt so viele Äußerungen von ihm, die den einzelnen Menschen auf der Stufe und an dem Orte, wo er jeweils steht, wesenhaft treffen, daß von da aus es möglich sein müßte, daß die Ehrfurcht vor seinem Wesen und seiner Wesensoffenbarung genährt wird.

Wer Goethe und den Faust verstehen will, muß sich lso bemühen. Und nicht nur, indem er die Dichtung ieft und durchdenkt, sondern in dem sonstigen Leben. Der Faust ist die Frucht eines außerordentlich erfahungsreichen Lebens. Goethes Erfahrungsweg nachzuehen ist nötig für den, der die Früchte dieser Erfahrung nit offener Seele aufnehmen will. Denn schließlich ist ie größte Dichtung nur die Verbildlichung des „Lebens" in Substanz, Tiefe und Höhe.

Die Bühnenwirkung, um die man heute erfreulicherweise wachsend bemüht ist, kann im Grunde nicht durch erreicht werden, daß man auf Wirkungssteigeungen, Vereinfachungen und dergleichen sinnt, sondern adurch, daß in der Aufführung der Geist Goethes ebt. Ihn kann man nicht zitieren wie Faust den Erdeist, ihn kann man nur zu erarbeiten trachten. Würde nan ihn aber zitieren können, so würde er sicherlich leich dem Erdgeist rufen: „Du gleichst dem Geist, den u begreifst, nicht mir." Wem das gegen die Ehre geht, er schließt sich wohl von vornherein von der Artung es Goetheschen Geistes ab; denn Goethe selbst war hrfürchtig und hatte das Recht, Ehrfurcht zu verangen.

Alle Mängel, die heute Faustaufführungen anangen, haben im Grunde dieselbe Wurzel: sie sind icht aus dem Geiste Goethes heraus gestaltet. Man ann es keinem Einzelnen der Beteiligten zur Last legen, ber kann es feststellen. Und man kann hoffen, daß im Laufe der Zeit der Geist Goethes, der Geist der Ehrurcht, der Einordnung in den „Makrokosmos", so achse, daß irgendwann einmal Faustaufführungen im Geiste Goethes stattfinden können.

Sagen läßt sich leicht, wann das der Fall sein wird: enn alle an der Aufführung Beteiligten in dem Beußtsein schaffen, daß das Erdenleben umrahmt und urchzogen ist von Wesen und Kräften der „höheren Sphären", wenn die „Bretter" wirklich „die Welt beeuten" und nicht bloß die Erdenwelt. Wer es wünscht, aß es dahin komme, braucht keine Programme aufzutellen und noch weniger Forderungen an Andere, sondern er wird im Geiste Goethes zu leben und zu streben ersuchen. Denn was einmal ans Tageslicht treten soll, nuß im Menschenbewußtsein vorbereitet werden.

Kassel-Wilhelmshöhe Bernhard Martin

Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament[1]

1866 gab der Greifswalder Neutestamentler Hermann Cremer sein „Biblisch-theologisches Wörterbuch der neutestamentlichen Gräzität" heraus, dessen 9. Auflage er noch 1902, ein Jahr vor seinem Tode, herausbringen konnte. Die 10. Auflage besorgte 1910 ein Schüler und Kollege Julius Kögel († 1927). Ihm hatte der Tübinger Neutestamentler Gerhard Kittel einst das Wort gegeben, daß er das Wörterbuch nicht verwaisen lassen wolle. Bei aller inneren Übereinstimmung mit den Zielen Cremers mußte er sich jedoch sagen, daß die Gesichtspunkte und Methoden der begriffsgeschichtlichen Forschung heute in vielem andere geworden sind, wie denn Weinel in seiner Neutestamentlichen Theologie Cremers Werk „in der Methode und im Stoff veraltet" nennt. So ließ Kittel den Plan einer Neubearbeitung fallen und hat ein neues Werk geschaffen, für das er einen Stab von etwa 50 Mitarbeitern herangezogen hat, darunter eine ganze Anzahl Nicht-Neutestamentler, wie die Alttestamentler Baumgärtel, Herrmann, Procksch, Quell, von Rad, Weiser, den Grammatiker Debrunner, den Iranisten Schaeder, die Kirchenhistoriker Beyer und Sasse. Neben der großen Zahl von Universitätslehrern finden sich auch vier Pfarrer, unter den – meist konservativeren – Neutestamentlern auch kritische wie von Soden, Windisch, Bultmann, die beiden ersteren allerdings vorläufig mit nur wenigen und kleineren Artikeln.

In dem Werke „sollen alle Vokabeln des Neuen Testaments behandelt werden, denen irgendwie religiöse und theologische Bestimmung anhaftet. Die Zahl ist gegenüber Cremer-Kögel stark vermehrt", insbesondere sind viele alttestamentliche Eigennamen sowie Zahlwörter und Präpositionen aufgenommen (man denke an die theologische Wichtigkeit von Abraham, Adam, Elias, von sieben, zwölf usw.), oder bedeutsame Wörter wie abba, halas, Diaspora, epitimao. Der Hauptfortschritt gegenüber Cremer-Kögel besteht in der eingehendsten Heranziehung des rabbinischen und hellenistischen Materials, in gründlicher Behandlung des Alten Testaments (z. B. unter „Apostel" eine volle Seite über das Sendungsbewußtsein Jeremias), in ausführlicherer Einzelexegese fraglicher Stellen und in ausgiebiger Anführung von Literatur. Daraus erklärt sich die gewaltige Vergrößerung des Umfangs: z. B. umfaßt agapan (lieben) usw. bei Cremer[7] (1893) 9½ Seiten, jetzt 34, diabolos (Teufel) 1½, jetzt über 8, theos (Gott) 5, jetzt 59! Die Haltung ist bei wesentlich konservativer Einstellung entschieden kritischer als bei Cremer, vgl.: „Die Lk-Fassung (16, 16) ist zweifellos sekundär" (Schrenk I, 611); „Die evangelische ... Überlieferung kommt in apologetischem Interesse zu immer massiveren Vorstellungen" (Oepke II, 334); „In diesem (!) Sinne ‚ist' der Christus Gott" (Stauffer II, 346).

Als Beispiel für die lehrreiche Darbietung des Rabbinischen sei auf Kittels Artikel abba hingewiesen. „Die Verwendung dieses Wortes in der religiösen Rede ist nur in sehr seltenen und späten Stellen bezeugt und auch dann nie ohne den den Abstand des Menschen betonenden Zusatz: ‚der im Himmel ist' (Tg Hi 34, 36 ff. oder Lv r 32 zu 24, 10)." „Es ergibt sich für den Sprachgebrauch Jesu, daß er das Wort nicht nur, wo es ausdrücklich bezeugt ist (Mk 14, 36), gebraucht hat, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach überall, besonders in der Anrede an Gott, wo die Evangelien ihn hŏ patēr u. ä., vielleicht auch patēr hemon sagen lassen." Vgl. BB 9, 3 Sehet, was unser Vater uns hinterlassen hat. „Er überträgt damit die, weil dem Alltagssprachgebrauch der Familie angehörig, seinen Zeitgenossen unfeierlich und respektlos klingende Vokabel auf Gott." „Der Gebrauch des Wortes in der Gemeinde" (vgl. R 8, 15 Gl 4, 6) „ist Anknüpfung an die Gottesbezeichnung Jesu und damit bewußte Aneignung des von ihm verkündigten und gelebten Gottesverhältnisses. Der jüdische Sprachgebrauch zeigt, wie das urchristliche Vater-Kindes-Verhältnis zu Gott alle im Judentum gesetzten Möglichkeiten an Intimität weit übertrifft, vielmehr an deren Stelle etwas Neues setzt." Der Hinweis auf die alttestamentlichen und apokryphen Belege des Vaternamens für Gott wird ja bei pater folgen.

Vielleicht ist mit der Darbietung des griechischen und jüdischen Stoffes manchmal sogar des Guten zu viel getan, wenn daneben

[1] Stuttgart, Kohlhammer. Bd. I A–Γ. 1933. 793 S. Bd. II Δ–H. 1935. 958 S. Bd. III, 1.–3. Lieferung (bis Jannes). Subskriptionspreis der Lieferung (4 Bogen) 2,80 RM.

der neutestamentliche nicht voll vorgeführt wird, z. B. bei agathos, wo 5 Seiten auf griechische Philosophie, Hellenismus, A. T. und Judentum und nur 2 auf das N. T. kommen. Dabei sagt Grundmann weder etwas Klares über die Bedeutung des „gut" und dessen Ablehnung durch Jesus Mk 10, 18, noch erwähnt er Mt 20, 15 (u. I Pt 2, 18), wo die Bedeutung „gütig" z. B. von Wohlenberg, allerdings ohne Begründung, bestritten ist.

In dem großen Artikel basileia empfiehlt K. L. Schmidt, der das Wort gegen seine Auffassung weiter mit „Reich" statt „Herrschaft" wiedergibt, von dem langen, notwendig fruchtlosen Streit über Transzendenz und Immanenz des Reichs Gottes abzusehen. Man kann aber doch und sollte die Stellen herausheben, an denen es von der Gegenwart mindestens gebraucht scheint, und die, an denen dies zur Frage steht. Gern hörte man hier von dem Iranisten Schaeder über „die Herrschaft" im Awesta und ihre etwaige Einwirkung auf die jüdische und christliche basileia, da noch bei Geldner, Edv. Lehmann, Geiger u. a. viel vom „Gottesreich" die Rede ist, während Hertel das Hereintragen biblischer Begriffe (Heiland, Engel, Teufel, heiliger Geist, Paradies, der gute Hirt) scharf bekämpft. Unter basileia Christi sollte auch Mt 20, 21 stehen. Zu der Beobachtung, daß Mt 18, 9 zoē (Leben) gegenüber Mk 9, 47 basileia gebraucht wird, wäre hinzuzufügen, daß Mk 9, 43 (u. 45) ebenso wie Mt 18, 8 zoe steht. Zu dem Schluß aus der Vergleichung von Mt 23, 13 und Lk 11, 52: „also ist basileia (theu) sogar gleich gnosis (theu)!" (Reich Gottes = Erkenntnis Gottes) möchte man noch ein ! setzen. Der Ausdruck „Schlüssel der Erkenntnis" beruht auf Vermischung des Bildes Mt 16, 19. 18, 18 mit dem in Lk 24, 31 f. Bei Lk 10, 9 sollte das eph hymas bemerkt sein. Für das abgelehnte stufenweise Sichnähern an das Gottesreich könnte wohl Mk 12, 34 angeführt werden. Sehr richtig, wenn auch unzeitgemäß, ist die Bemerkung: „Man muß das jüdische Schemone Esre mit seinem patriotisch-nationalen Einschlag halten neben das Vaterunser mit seiner patriotisch-nationalen Entschränkung." Dagegen wird durch die Gegenwart widerlegt die Ausführung: „Opferbereitschaft bis zum Äußersten wird verlangt, bis hin zum Selbstopfer, bis hin zum — Haß gegen die eigene Familie. Wer vermag das wirklich? Wer vermißt sich dessen, daß er in solcher Weise Gott gehorsam ist? Niemand außer — Jesus Christus selbst!" Zu der „einzigen" Stelle Apk 1, 6 S. 592, 3 ist noch die allerdings gleichlautende 5, 10 hinzuzufügen.

Bei Schmidts Ablehnung der „matteren" Deutung von Mt 19, 12 auf Jesu Eheverzicht (I 590) sei auf eine öfter begegnende Unebenheit hingewiesen: II 766 vertritt Schneider die entgegengesetzte Ansicht, ohne daß hier oder dort darauf verwiesen wäre. Eine Verweisung findet sich zwar I, 472 u. 610, aber Foerster (harpazo) und Schrenk (biazomai) vertreten verschiedene Meinungen, und Stauffer (agapao) 48 verwendet die von Schrenk abgelehnte, ohne Verweisung. Dergleichen sollte die Redaktion ausgleichen.

Als Beispiel einer sehr eingehenden Untersuchung einer dunklen Stelle sei Schrenks Artikel biazomai Mt 11, 12 Lk 16, 16 genannt, in dem doch das A. T. kaum herangezogen ist, obwohl schon Bengel auf den häufigen Gebrauch verweist, den die Septuaginta von dem Worte macht. Man vergleiche z. B. Esth 7, 8 soll Gewalt angetan werden? Dt 22, 25, 28 wenn einer vergewaltigt. Ex 19, 24 die Priester und das Volk sollen nicht vordringen, um zu Gott hinaufzusteigen. Sir 31 (34), 21 wenn du bedrängt wirst (ebiasthes) von Speisen. Unter Abwägung von allem Für und Wider entscheidet sich Schrenk für die Auffassung von Mt: die Gottesherrschaft wird bekämpft, gehemmt, und Gewalttätige rauben sie (den Menschen, wie der Böse Mt 13, 19 das Gesäte, oder wie die Schriftgelehrten es vor den Menschen zuschließen Mt 23, 13). Lk 16, 16 dagegen erklärt er für sekundär, vereinfacht, abgeschliffen, der lukanischen Missionstendenz angepaßt: jeder dringt hinein (vgl. Lk 13, 24).

Zu dem „sehr umstrittenen" Verständnis von Mt 11, 27 sagt Bultmann (ginoskein) nur, der Text sei nicht sicher, da die Reihenfolge der Sätze in der Überlieferung schwanke, und sieht darin, wie die meisten, johanneische Gedanken, also kein echtes Jesuswort, wenn er das hier auch nicht so deutlich sagt wie in seiner „Geschichte der synoptischen Tradition" („ein spezifisch hellenistisches Offenbarungswort"). Aber warum führt er nicht den Text an, den Justin, Irenäus u. a. haben und der also älter ist als unsere ältesten Handschriften: „Niemand hat den Vater (d. h. Gott als Vater) erkannt, außer der Sohn, noch den Sohn, außer der Vater"? Diese Erkenntnis ist das, was ihm von Gott überliefert ist (vgl. die paradosis Mk. 7, 3). Das ist nicht johanneisch, sondern gut synoptisch, vgl. Mt 13, 17, Lk 10, 24.

Beezebul behandelt Foerster gesondert von diabolos, Satan, da es nur der Name eines Dämonenfürsten sei, wofür er u. a. das artikellose archonti ton daimonion Mt 12, 24 anführt. Aber Lk 11, 15 steht es mit Artikel neben Beezebul, wonach auch Mk 3, 22 Beezebul echei und tō archonti tōn d. als parallel aufzufassen sein wird; und gemäß Mt 9, 34 wird Beezebul Mt 12, 24 als aus 27 eingetragen und vom Rande irrig nach statt vor to archonti eingefügt anzusehen sein. Dann bedarf es nicht der schwierigen Annahme, daß Jesus für „einen Dämonenfürsten" der Pharisäer „in seiner Antwort stillschweigend den Satan selbst einsetze". Daß im N. T. vollständig jede Anspielung auf Gespensterglaube fehle (Foerster, daimon), wird man angesichts von Mt 14, 26, Mk 6, 49 kaum sagen können. Die Synagoge des Satans Apk (2, 9 u.) 3, 9 wäre erwähnenswert gewesen (vgl. Karl Barths „Synagoge des Neuprotestantismus"), ferner, da sonst oft auch die apostolischen Väter angeführt werden, der Teufelsname „Der Schwarze" im Barnabasbrief (4, 9; 20, 1).

Wertvoll sind die Verweisungen auf synonyme Wörter und Wortgruppen wie diakoneo (Beyer), duleuo (Rengstorf). Wenn hier mit Recht der Gegensatz zwischen Griechen- und Judentum in der Wertung des Dienens betont ist, so wird doch zuviel gesagt sein, daß die Wortgruppe dul- auf griechischem Boden vor Haus aus zum religiösen Gebiet in keinerlei Beziehung stehe. Neben Platos doch wohl stärker zu bewertender theo duleia ist bei der zweiten von Euripides angeführten Stelle Jon 309 noch auf 132, 182, 327 hinzuweisen, vor allem aber auf des Tempelfegers innige Worte 128—131, die Lessing seiner „Bibliolatrie" als Motto vorangestellt hat: „Wie schön ist der Dienst, o Phoibos, den ich vor deinem Hause leiste (latreuo). Ruhmvoll ist mein Dienst" (dazu 136 Phoibos moi genetō pater). Hier dürfte also das duleuein doch „totale Hingabe" (281 A. 114) sein.

Die Lösung des Zwiespalts „nach 3 Tagen" — „am 3. Tage" findet Delling (hemera) in dem rabbinischen „der Teil eines Tages gilt als ganzer Tag": Mk habe den Freitag und die Nacht zum Sonntag je als einen Tag gezählt. Mt 12, 40 „drei Tage und drei Nächte" ist aber auch „von daher" nicht „zu verstehen." Es wäre noch dia triōn hemerōn Mt 26, 61 = Mk 14, 58 (und Mt 13, 2 Var.) anzuführen und auf Oepkes Artikel dia zu verweisen.

Wünschenswert wäre in den weiteren Bänden die Beseitigung des unbestimmten ff bei Seiten- und Abschnittsangaben (Josephus!) durch genaue Abgrenzung. Wie dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern für ihre gründliche Leistung, so muß man dem Verlage für die hervorragende Ausstattung bei maßvollem Preis danken.

Zwickau i. S. Hermann Meltzer

Aufbauarbeit am Weltbild der Physik

Es gibt naturwissenschaftliche Bücher, die der Nichtfachmann nach dem ersten Einblick sofort beiseite legen möchte, weil ihm die fremdartige theoretische Sprache und Denkweise das Verständnis erschwert; nachdem er sich aber hineingearbeitet hat, ist er herzlich froh, daß er dieser Schwachheit nicht nachgegeben hat.

„Willst du, alter Freund, mir damit etwa ein Buch dieser Art empfehlen?"

Ja, das will ich. Das Buch ist von Ernst Zimmer und heißt: Umsturz im Weltbild der Physik[1].

„Umsturz? Was wird umgestürzt?"

Vorstellungen, die vor noch nicht zu langer Zeit der Stolz der wissenschaftlichen Welt waren und die uns allen als etwas unumstößlich Gewisses galten. Es handelt sich um das Wesen der Materie und um den Bau des Atoms.

„Ich habe wenig Zeit gehabt, mich um diese Dinge zu kümmern, aber bei dem Worte Atom schwebt mir ein deutliches Bild vor: Ein unendlich kleiner Atomkern, und um ihn kreisen die mit Elektrizität geladenen Elektronen wie der Mond um die Erde, wie die Planeten um die Sonne. Es liegt etwas innerlich Beruhigendes in der harmonischen Übereinstimmung zwischen dem Kreislauf der Atome und den Bewegungen der großen Himmelskörper."

[1] Umsturz im Weltbild der Physik. Von Ernst Zimmer. Mit Geleitwort von Max Planck. München, Knorr u. Hirth. 1934. 264 S. Geh. 4.50 M. Leinen 5.70 M.

Sie ist zerstört, diese Harmonie. Das ist der Fortschritt und zugleich die Tragik der neuen Physik. Das scheinbar gesicherte Vorstellungsbild, das du eben beschriebst, wurde erstmalig erschüttert, als im Jahr 1913 der dänische Physiker Niels Bohr auf Grund sorgfältiger Beobachtungen und Berechnungen feststellte: Der Vergleich des Kreislaufs der Elektronen mit dem Umlauf der Himmelskörper gilt nur in sehr beschränktem Grade. Sie haben nicht eine fest vorgezeichnete Bahn, sondern sie wechseln zwischen verschiedenen Bahnen, je nach dem Maße ihrer Energie. Bei starker eigener Energie bewegen sich die Elektronen in den entfernteren Umlaufbahnen; je geringer ihre eigene Energie ist, um so mehr bleiben sie, kräftiger festgehalten, in der Nähe des Atomkerns. Das läßt sich am besten an denjenigen Elektronen beobachten, die Licht aussenden. Wird ihre Energie gestärkt, etwa durch von außen einfallendes Licht, so können die Elektronen auf eine entferntere Bahn verschoben oder hinausgeschleudert werden. Kehren sie aber später auf ihre alte Bahn oder auf eine andere dem Kern nähere Bahn zurück, so wird Energie frei und sie leuchten auf, je nach ihrer Wellenlänge in rotem oder violettem oder irgendeinem anderen Lichte.

„Wenn ich dich recht verstehe, so sind es also diese springenden Elektronen, die uns die Buntheit in unsere Welt hineinzaubern. Seltsame Lichtträger: kleine Sprühteufel, die in ungezählten Mengen auf einer Treppe herauf und hinunter springen!"

Vielleicht könnte man auch an die Jakobsleiter denken, die eine jenseitige Welt mit unserer Diesseitswelt verbindet.

„Willst du damit im Ernst sagen, daß wir mit diesen unseren Fragen an das Geheimnis einer Jenseitswelt rühren, einer raum- und zeitlosen Welt, wie sie etwa dem Geiste Kants vorschwebte, wenn er von dem nebelhaften ‚Ding an sich' sprach?"

Der Weg der Suchenden geht unzweifelhaft in dieser Richtung. Ob und inwieweit der Mensch dem Ziele näher kommen kann, bleibt der Zukunft vorbehalten. Jedenfalls war die Entdeckung Bohrs nur eine erste Station auf dem unendlich mühsamen Wege. Eine neue Station war erreicht, als in der Mitte der zwanziger Jahre der deutsche Professor Schrödinger, zurückgreifend auf einen Gedanken des jungen französischen Herzogs de Broglie, den Satz aufstellte und begründete: Die Elektronen sind nicht, wie bisher allgemein angenommen wurde, Körperchen; sie sind Wellen, die sich rings um den Kern lagern, entweder ruhig schwebend oder sich überlagernd, sich verstärkend oder sich schwächend, wie die Wasserwellen wenn ein Stein ins Wasser geworfen wird. Nicht durch rotierende Körperchen oder durch deren Sprünge wird also die Aussendung des Lichts bei lichtspendenden Atomen bewirkt, sondern durch Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Wellen oder Wellenansammlungen.

„Also war das Bohrsche Atom-Modell ein Irrtum?"

Ich würde lieber sagen: Ein Seitenweg. Ohne ihn wäre vielleicht der Wegweiser nach dem rechten Ziel nicht gefunden worden.

„Wenn hier also Wellen an Stelle der Körperchen treten, so muß ich sogleich weiter fragen: Was ist nun überhaupt die Materie? Welle oder Körper?"

Du triffst mit dieser Frage den Punkt, auf den es zunächst ankommt. Bald erscheint die Materie als Welle, z. B. wenn sie durch das enge Gitter eines Kristalls sich durchwindet, bald ist sie Körper, indem sie Energie entwickelt. Und ähnlich ist es bei dem Licht. Natürlich bewegt es sich als Welle durch den Raum, aber wie ließe sich dadurch allein die kraftvolle Wirkung z. B. der Röntgenstrahlen verstehen, die Körpergewebe zerstören und dadurch kranke Menschen zu heilen vermögen?

„Handelt es sich vielleicht nur um eine Unfähigkeit unseres Denkens und unserer Sprache, zwei so verschiedene Begriffe miteinander zu verbinden? Oder gibt es eine Lösung des Rätsels?"

Die Darlegungen von Max Born (1926) lassen vermuten, daß dort, wo Wellen sich verdichten, eine Anzahl von unendlich kleinen Materie- oder Lichtkörperchen sich sammelt, die wir als die Energieträger ansehen müssen; aber keine Untersuchung, auch mit den feinsten Instrumenten, ist imstande, deren Ort und Zahl gleichzeitig mit der Größe und Geschwindigkeit der Wellen einwandfrei festzustellen. Es scheint sogar, daß diese kleinsten Körperchen eine gewisse Willkür der Bewegung besitzen. Und sie sind so empfindlich, daß sie bei der Untersuchung mit der beleuchtenden Quarzlampe wegen ihrer unfaßbaren Kleinheit schon von dem Lichtdruck beeinflußt werden und nicht selten flüchten, ohne daß der Forscher ihnen folgen kann.

„Wären es Menschen, so würde ich die Diagnose stellen: Nervöse Reizbarkeit. Aber Scherz beiseite: Was du eben sagtest, erschreckt mich. Wenn es so ist, so verliert die Physik doch ihre unumstößliche Sicherheit, die stets ihr Stolz gewesen ist."

Gewiß. Hier liegt der große Unterschied zwischen der alten und der neuen Physik. Letztere fühlt sich außerstande, in der Weise, wie man es seit Newton annahm, die künftigen Bewegungen und Veränderungen sämtlicher Körper voraus zu berechnen, wenn man alle Voraussetzungen genau kennt. Zwar im Bereiche der alltäglichen Vorgänge wie z. B. der Arbeit einer Maschine oder in den Feststellungen der Bewegung der großen Himmelskörper wie etwa bei Berechnung einer Sonnenfinsternis stellen sich zwischen den Ergebnissen der „klassischen" Physik und der neuen Physik keine wesentlichen Unterschiede heraus, aber im Gebiete des Allerkleinsten, im Reiche der Atome kommt die letztere nur bis zu statistischen Durchschnittsangaben, zu Wahrscheinlichkeitswerten. Der Leipziger Physiker Heisenberg hat für diese „Unschärfe" den Ausdruck geprägt: „Unbestimmtheitsrelation".

„Wie in aller Welt ist eine solche Unsicherheit denkbar? Ist das nur eine Behauptung, die man auf Treu und Glauben annehmen muß, ohne einen Grund für diese unbegreifliche Verschiedenheit zu sehen?"

Es würde so sein, wie du sagst, wenn nicht eine geniale Entdeckung des Professors Max Planck einen hellen Lichtstrahl in dieses Dunkel gesandt hätte. Das erste Aufleuchten seines Gedankens geht bis auf das Jahr 1900 zurück, aber seine tief eingreifende Bedeutung ist erst in den folgenden Jahrzehnten zutage getreten. Er vergleicht sich selbst mit einem Bergknappen, der jahrelang mit Einsetzung seiner ganzen Kraft nach edlen Erzen schürft und dem es bei seiner Arbeit eines Tages begegnet, daß er eine Ader gediegenen Goldes anschlägt, die sich bei näherer Untersuchung noch unendlich ergiebiger erweist, als irgend jemand im voraus vermuten konnte. — Die Lösung des Rätsels liegt in dem Worte „Elementares Wirkungsquantum". Dieses Wort bezeichnete zunächst eine überraschende Beobachtung aus dem Gebiete des Lichts: Die Atome eines strahlenden Körpers sind so beschaffen, daß Lichtenergie nur in bestimmten Portionen, „Quanten", abgegeben und aufgenommen werden kann. Bei jeder Wellenschwingung wird ein solches Quantum verausgabt oder eingenommen. Die Masse dieses Quantums ist so gering (in Zahlen geschrieben $\frac{6{,}55}{10^{-27}}$ Erg-Energieeinheiten), daß sie bei Bewegungen großer Körper mit mäßiger Wellenlänge wie bei den vorhin erwähnten Beispielen der Maschine und der großen Himmelskörper gar nicht in Betracht kommt und deshalb bei der Berechnung außer acht gelassen werden kann. Je kleiner aber die Wellenlänge ist und je größer die Geschwindigkeit in der Sekunde, um so mehr gewinnt sie an Bedeutung. Für violettes Licht mit seiner größeren Wellenzahl ist das Wirkungsquantum wesentlich höher als für die langwelligeren Wärmestrahlen oder auch für das rote Licht. Für Röntgenlicht aber muß es wiederum zehntausendmal stärker sein als für das violette Licht. So wächst es lawinenhaft mit der Größe der Wellenzahl. Auf diesem Unterschiede des Wirkungsquantums beruht die Verschiedenheit der Gesetze für die großen und für die kleinsten Körper.

Soviel als Antwort auf deine Frage. Wollte ich noch versuchen, auf die weittragenden Folgerungen aus diesem Grundgedanken einzugehen, so würde unser Gespräch heute wohl nicht zu Ende kommen, denn dazu gehört nicht bloß gespannte Aufmerksamkeit[1], sondern auch ein ausreichendes Maß von Zeit. Ich fasse darum das, was noch zu sagen wäre, dahin zusammen, daß der Begriff „Elementares Wirkungsquantum" zum Zauberschlüssel wird, der die Verbindungstür zwischen Welle und Körper, zwischen Materie und Licht öffnet. Wenn wir uns seiner bemächtigt haben, wenn wir mit seiner Hilfe nicht nur die Elektronenforschung, sondern auch neueste Entdeckungen über die Zerlegung des Atomkerns in seine einfachsten Bausteine verfolgen und wenn wir uns zugleich einiges Wissenswerte von der Höhenstrahlung erzählen lassen, so schwebt vor uns die Hoffnung auf eine kommende ganz große Erkenntnis. Sie lautet: Licht ist zerstrahlte Materie; Materie ist zusammengeballtes Licht. Eine letzte Einheit alles Geschaffenen.

„Aus dem, was du gesagt hast, habe ich einen sehr starken Eindruck empfangen von der staunenswerten Fülle von Geisteskraft und zukunftsfroher Arbeit unserer großen Forscher. Aber hat diese aufopfernde Arbeit einen entsprechenden praktischen Zweck?"

Einen praktischen Zweck? Die bisweilen auftauchenden phantastischen Erwartungen eines baldigen fabelhaften Erfolgs der Atomzertrümmerung sind natürlich leere Träume. Aber die Industrie verwendet bereits den wellenmäßigen Durchgang des Lichtes durch Kristallgitter zu Materialuntersuchungen, und die Chemie erhält

[1] Bei dem Lesen des Buches ist es anregend, gelegentlich die entsprechenden Kapitel von Bernhard Bavink, „Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaft" zum Vergleich heranzuziehen.

Anregung für neue wertvolle Zusammensetzung von Molekülen. Doch ich will lieber Zimmer für mich antworten lassen. Er sagt: „Das rächt sich immer in der Wissenschaft, wenn man zu sehr auf praktischen Vorteil ausgeht ... Die Zeit eines praktischen Nutzens dieser Forscherarbeit kommt von selbst. Ob heute oder morgen oder in tausend Jahren, kann niemand sagen."

„Noch eine Frage, lieber Freund; nimm sie mir nicht übel! Warum beschäftigst du dich mit dieser deinem Lebensgange fernliegenden Sache? Es gibt doch wahrhaftig für einen kirchlichen Mann heute anderes zu tun."

Ich könnte sagen: Mich treibt ein inneres Muß. Aber einen anderen Grund erkennst du vielleicht eher an: Wir suchen für unser Volk eine nicht nur äußere, sondern eine geistig-seelische Gemeinschaft. Das werdende neue Weltbild der Physik, das sicher einst von Einfluß auf die geistige oder materielle Zukunft unseres Volkes sein wird, ist zur Zeit den weiteren Kreisen, auch der „Gebildeten", verschlossen. Es besteht die Gefahr, daß sich eine wissenschaftliche Sonderkaste bildet, ähnlich wie zu den Zeiten des „L'art pour l'art" auf dem Gebiete der Kunst. Ist es nicht Pflicht, so weit es möglich ist, ein gegenseitiges Verstehen anzubahnen? Insbesondere eine Pflicht für kirchliche Männer, denn es handelt sich doch nicht nur um wissenschaftliche Ergebnisse und Ansichten, sondern um Tieferes, das hineingreift in das Innerste der Seele.

„Trotzdem verstehe ich dich nicht. Ich weiß doch, daß es dir Herzenssache ist, das heilige von der Kirche verwaltete Erbgut ohne Beimischung fremder Bestandteile zu bewahren, und heute redest du, als stündest du auf dem Boden einer bloßen Naturfrömmigkeit."

Wenn ich so rede, dann tue ich es aus innerer Bangigkeit: Daß ein beträchtlicher Teil unserer Kirchenmänner und Theologen fast vergißt, daß wir in unserem Katechismus außer dem zweiten auch einen ersten Artikel haben. Wenn nicht auch dieser sein volles Recht erhält, so geht seelisch unserem Volke etwas verloren oder es wird auf schädliche Wege geleitet. Die Frage nach dem gegenseitigen Verhältnis von Gott und Natur wird in den Auseinandersetzungen der evangelischen Kirche mit völkischen Glaubensbewegungen noch eine weit größere Bedeutung gewinnen als es heute den Anschein hat. — Denke trotzdem nicht, daß ich mir einbilde, christlicher Gottesglaube könne aus naturwissenschaftlichen Beobachtungen und Erwägungen geboren werden! Er kommt aus tieferen Quellen. Wer aber durch den Glauben zur Gewißheit des lebendigen Gottes gelangt ist, dem kann der Einblick in die naturwissenschaftliche Forschung dazu mithelfen, diesen Weltengott in seiner schöpferischen Größe immer tiefer zu verstehen. Bisweilen wird ihm sein, als könne er durch einen Spalt in Gottes Werkstatt hineinsehen. Der erste Glaubensartikel und der zweite verhalten sich zueinander wie Materie und Licht. Sie überlagern ihre Wellen, nicht immer in wissenschaftlicher Form voll faßbar; aber es ist doch eine Kraft, ein Urgrund.

„Hat dir das gelesene Buch diese Gedanken gegeben?"

Sie sind für mich mit innerer Notwendigkeit daraus hervorgewachsen. Deus maximus in minimis[1].

Dresden-Zschachwitz Johannes Naumann

Ein evangelischer Dichter Siebenbürgens

Egon Hajek, geboren 1885 zu Kronstadt in Siebenbürgen, ist vor allem als Lyriker bekannt geworden. Sein erster Band mit dem Titel „Das Tor der Zukunft"[2] ist nicht nur eine Verheißung eines Menschen, der die Welt in ihrer Schönheit erkennt, sondern auch das Bekenntnis eines Gläubigen zu Gott. Das Leben in seiner Freude und Not zieht vorbei, und dazwischen flackert immer wieder der Schmerz, daß wir Gott nie ganz werden verstehen können, denn sein Reich, sein Geist beginnt dort, wo unsere Grenzen liegen: in der Ewigkeit.

So wandelt das Leben und die Welt in den Liedern und Elegien, deren einige auch in jenes Buch aufgenommen sind und durch tiefe Sprache und sicheren Formwillen gefangennehmen, im ewigen Vergehen und Werden dahin, bis der Tod naht, den der gläubige Dichter nicht als das Ende des Lebens erkennt, sondern als Durchgang zu einer anderen, höheren, der ewigen Welt Gottes, worin dann der Mensch mit seiner Seele weiterlebt. Die Verse „Am Sarge zu sprechen" drücken diese reine Stille, die sich bei Hajek um den Tod breitet, schön aus:

Es naht die Ruhe; — aller Schmerz entflieht,
und deine Welten lösen alle Fragen
und jede Hoffnung, die zu früh verblüht,
und jede Last, an der ich schwer getragen.

Diesem Gedichtbande folgte eine Sammlung von Novellen, „Der tolle Bruß",[3] die manche Perle aufzuzeigen weiß. Besonders erscheint das Gesetz der Novelle, ein einmaliges Geschehen geschickt in dichterischer Feinheit zu entfalten, erfüllt, und wenn auch verschiedene Anklänge an große Erzähler des deutschen Schrifttums auftauchen, so ist dieser Kranz von Novellen doch ein nur Hajek angehörendes Werk mit starkem Eigenempfinden.

Wiederum in die Heimat Siebenbürgen führt uns ein neuer Gedichtband, „Balladen und Lieder",[4] der den Weg, den der Dichter später nahm, anzeigt. Wir finden in diesem Bande den Beginn für den Dramatiker Hajek, denn die Ballade, sofern sie mit der Eindringlichkeit geschaffen wurde, die sich aus der Verknüpfung des alltäglichen Geschehens mit der höheren Idee ergibt, trägt das Drama als Kern in sich. „Die Pestmaid" und „Was die Chronik erzählt" sind besonders geglückt und dazu berufen, ins Volk einzugehen.

Mit „Aller Welt Not oder Das Spiel vom ungläubigen Thomas"[5] setzt eine Reihe von Laienspielen und Dramen ein. Dieses Laienspiel, in seinem Aufbau an den „Jedermann" von Hofmannsthal erinnernd, doch aus einem festen Glauben kommend, könnte in vieler Hinsicht als Musterbeispiel gelten, wie eigentlich solche Spiele, die für unsere evangelische Kirche schon durch die Möglichkeit, sie vor dem Altar spielen zu lassen, allgemein werden sollten, anzulegen sind, um allen örtlichen Verhältnissen gerecht zu werden. Die Gestaltung selbst muß freilich Sache des Dichters bleiben, und Hajek hat sie hier mit einem tiefen Einfühlen in die Not der Zeit — es tritt ein Arbeitsloser auf — durchgeführt, dabei immer die seelische Not unserer Tage klar hervorhebend. So klingen in dem Spiel Zeit und Ewigkeit ineinander und leuchten gemeinsam in das Dunkel, das unsere Seelen, die nach Gott dürsten, einhüllt.

Den gleichen Weg geht Hajek in seinem zweiten Laienspiel: „Das Reich muß uns doch bleiben!",[6] das den Märtyrertod des Leonhard Kaiser zum Inhalt hat, jenes Mannes, der, von Luther aus Wittenberg an das Sterbelager seines Vaters zurückkommend, von den Häschern des Kaisers Ferdinand I. gefaßt und am 16. Mai 1527 auf einer Insel im Innfluß nächst Schärding (Oberösterreich) auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Das Spiel, das in das mächtige Lied Luthers, „Ein' feste Burg ist unser Gott" ausklingt, gemahnt in seinen dramatischen Höhepunkten an Schönherrs „Glaube und Heimat".

Wieder die Lyrik aufsuchend, hat Hajek in letzter Zeit die religiöse Dichtung „Leuchter von oben" veröffentlicht.[7] Es ist ein einziger Lobgesang auf Gottes verborgene und doch in allen Menschenherzen sich offenbarende Größe, getragen von dem gläubigen Gemüt eines nach innen Blickenden, und leise glühend in der Liebe zu allem, was Gottes weises Antlitz erkannt hat; fast ist es, als habe der Dichter von Gott den Auftrag erhalten, die Menschen in seinen Liedern zu lehren:

Einer nur weist uns Ziel und Hoffnung,
Einer nur trägt die Krone
von Dornen gepflügt, von Zeichen umwittert.

Im „Sonntagsfrieden" findet der Dichter heim in die Ruhe Gottes:

Wie mühsam ich die Woche auch getreten,
nun wächst zu Heiterkeit der klare Trunk.

Es ist erstaunlich, daß Hajek neben seiner anstrengenden Tätigkeit als evangelischer Pfarrer der größten Gemeinde Österreichs, Wien-Währing, immer wieder Kraft, Mut und Zeit findet, fortzufahren in seinem Schaffen. Aber die Liebe zu Gott ist es, die ihn treibt, der Menschheit das Schöne zu künden, zu Gott, den er liebt, wie wir alle ihn lieben sollen: als das Licht, das die Welt erhellt und überdauert.

Steyr (Oberösterreich) Carl Watzinger

[1] Gott ist am größten in den kleinsten Dingen.
[2] Hermannstadt, W. Krafft 1920.
[3] Kassel, Max Ahnert 1924. 116 S., 1.25 M.
[4] Hermannstadt, W. Krafft 1926. 48 S., 3.60 M.
[5] Dresden, Ungelenk 1933. 26 S., —.50 M.
[6] Wien, Selbstverlag.
[7] Wien, Verlag der Buchhandlung des CVJM 1934. 1.50 M.

Wissen um fremdes Wissen und um fremde Art

Ferdinand von Neureiter: Wissen um fremdes Wissen auf unbekanntem Wege erworben. Eine experimentelle Untersuchung. Gotha, Klotz 1935. 56 S., 1.50 M.

An den Direktor des gerichtlich-medizinischen Institutes der Universität Riga, Professor von Neureiter, schreibt der Arzt Dr. Kleinberg aus Trapene in Lettland über ein seltsames psychisches Phänomen. Ilga K., von gesunden Eltern, selber gesund, aber geistig zurückgeblieben, im Sprechen gehemmt, so daß sie sich als Achtjährige noch ausdrückt wie etwa ein zweijähriges Kind, kommt mit neun Jahren in die Schule, erlernt hier zwar die einzelnen Buchstaben, ist aber nicht imstande, „einen auch noch so einfachen Text zu lesen". Stellte sich aber der Lehrer neben sie und las selber den Text „leise in Gedanken mit", dann „las" das Kind flott und fehlerlos, und zwar jeden Text, ja sogar in jeder beliebigen Sprache, lettisch, deutsch, russisch, englisch, französisch, obgleich sie nur lettisch versteht. Ja, die Mutter beobachtete, daß sie „flott den Text mitlas, dabei aber gar nicht ins Buch, sondern aus dem Fenster sah". Auch kann die Mutter vor dem Kinde nichts verstecken; es wußte sogleich, wo der Gegenstand verborgen lag. Man läßt Mutter und Kind nach Riga kommen zu näherer Untersuchung. Unterstützt von Kollegen, darunter von dem damalig dortigen Religionshistoriker Gustav Mensching, der dann bei Niederschrift des Berichtes mitwirkt („Die begriffliche Fassung der grundsätzlichen Verhältnisse geht im wesentlichen auf ihn zurück"), stellt Neureiter eine methodische Einzeluntersuchung an, die ich hier, weil der Leser das wertvolle Schriftchen selber studieren soll, nicht im einzelnen nachzeichnen werde. Das Ergebnis ist, daß der Bericht von Kleinberg nicht nur bestätigt, sondern noch überboten wird, indem besonders sorgfältige Vorkehrungen getroffen werden, die die gewohnten Wege von Gedankenübertragung ausschließen. So trennt man z. B. das Kind von der Mutter oder der untersuchenden Person, indem man beide in verschiedene Räume bringt, usw.

Es handelt sich hier um ein Vorkommnis, das auch sonst bekannt und in den „parapsychologischen" Versuchen von Methodikern längst der zufälligen Beobachtung entzogen worden ist. Statt des sonst geläufigen Ausdruckes dafür, nämlich „Gedankenlesen" ist hier der glücklichere gewählt: „Wissen um fremdes Wissen". An neuesten Erscheinungen dieses Forschungsgebietes — denn ein solches ist es längst geworden — ist noch zu nennen das penibel exakte Werk von J. B. Rhine, associate professor of Psychology, Duke University (USA.): „Extrasensory perception", Boston, 1935, bevorwortet von dem bekannten Psychologen W. Mc Dougall. Rhine gibt das Ergebnis einer gradezu erstaunlichen Menge von Einzelversuchen mit verschiedenen „Sensitiven". Gleichwohl scheint mir der typische Einzelfall der kleinen Ilga und Neureiters Bericht darüber fast wichtiger als die Fülle von Einzeluntersuchungen von Rhine, da jener ohne die Absichtlichkeiten der Laboratoriumsmethoden sozusagen unmittelbarer mit allen seinen natürlichen ungenötigten Einzelzügen vom Leben selber angeboten worden war. (Rhines besonderes Verdienst ist, daß er in scharfsinnigen Versuchen und Nachweisungen zugleich die oft vorgebrachte materialistische Erklärung ausschließt, wonach man sich diese Vermittlung fremder Seelengehalte vorstellt auf dem Wege von Strahlungen, die etwa wie Röntgenstrahlen von einem Gehirne auf das andere übergehen sollen.)

Die Feststellung solches unmittelbaren „Wissens um fremdes Wissen" hat weittragende Folgen: sowohl für die Deutung von Vorkommnissen in der Seelen- und Geistesgeschichte der Menschheit überhaupt als auch besonders für Erscheinungen speziell im Gebiete der religiösen Phänomenologie als auch für die Deutung des Verhältnisses von Seele und Geist zu Seele und Geist überhaupt.

1. Ich reiste vor einigen Jahren mit einem Augen- und Ohrenzeugen einiger der Phänomene, die angeblich bei der Theresa von Konnersreuth aufgetreten sind. „Daß sie aramäische Worte und Sätze gesprochen hat, ist ganz sicher. Ich habe es gehört" — sagte er mir. Der so sagte, war selber einer der besten Kenner des Aramäischen und seiner Mundarten, und dabei unabhängig von katholischer Dogmatik oder Hagiologie. Beides bestätigt, daß keine Täuschung vorgelegen hat. Aber ebenderselbe Umstand scheint mir auch die Erklärung des Faktums zu geben. Es handelt sich, so scheint mir, wie bei der Ilga so auch bei der Theresa um „Wissen um fremdes Wissen" von seiten einer Sensitiven, die aus dem Wissen des Andern (und im Falle der Theresa zugleich aus dessen Unterbewußtsein) schöpft. Ein ähnlicher Fall scheint mir der zu sein, den Neville Whytman berichtet in seinem Schriftchen Psychic adventure in New York. London, 1930. Er nimmt teil an „spiritistischen" Sitzungen, in denen, wie man ihm berichtet hatte, eine „Intelligenz" auftritt, die in unverstandenen fremden Sprachen rede. Er vernimmt Chinesisch, und nicht das gewöhnliche sondern das altklassische Chinesisch der konfuzianischen Zeit; er hört ein Gedicht aus dem Shi-king des Kungtse, er stellt Fragen und erhält Antworten, klar und präzis und ohne Zögern. Er hört das dritte Lied des Shi-king rezitieren, und zwar in einer von der uns geläufigen abweichenden Form und mit Erläuterungen, die unsern heutigen schwierigen Text aufklären. Aber der Hörende ist eben selber — Sinologe, und ist mit eben den Gegenständen, über die er Belehrung erhält, selber vertraut und beschäftigt, und wie weit die angeblichen philologischen Feinheiten seines unsichtbaren Lehrmeisters längst in seinem eigenen Unter- und Unbewußtsein vorbereitet waren, das sagt er nicht und wahrscheinlich hätte er es selbst nicht einmal sagen können, da diese Dinge bei ihm selber vermutlich noch ganz im Unterbewußten lagen. Das „Medium" aber hat auch hier dann in erstaunlicher Weise ein unmittelbares „Wissen um fremdes" — zugleich vermutlich dem Besitzer selber noch unbewußtes — „Wissen" gehabt.

2. Die kleine Ilga gehört zu dem Typus, den unsere Psychologie „schwachsinnig" nennt. Äußerlich „schwachsinnige" Menschen, dann weiter Menschen, die nach gewöhnlichem Urteil „geistig gestört" sind oder Abnormitäten aufweisen, spielen in der Religionsgeschichte eine seltsame Rolle, und das Bemerkenswerte ist dabei, daß grade solch Wissen um fremden geistigen Gehalt, das Hineinblickenkönnen in das Innere des Andern, solchen Abnormen fast typisch zugeschrieben wird. Im Bereiche der Heiligen der morgenländischen Kirche sind solche Gestalten wohl bekannt, und die Leser von Tolstojs Jugenderinnerungen und von Dostojewskis Dämonen sind ihnen begegnet, ohne dabei vielleicht zu wissen, daß es sich bei solchen Gestalten keineswegs um bloße Schöpfungen der Einbildungskraft des Dichters handelt, sondern um einen Typus von Menschen, den die russische Kirchengeschichte längst gekannt hat. Sie haben hier einen besonderen Namen. Sie sind die „jurodiwy" was gradezu „schwachsinnig" heißt. Sie sind die „Narren Gottes" (die auch in der Gestalt des fratello Ginepro aus dem Jüngerkreise des heiligen Franziskus wiederkehren). Sie sind Menschen, deren Verstand gering oder verwirrt ist, aber die, wie der jurodiwyj, in Puschkins Boris Godunow dem Zaren ins Gesicht sagen, wes Geistes Kind er ist, oder die wie in Dostojewskis Dämonen die kirāsa hinsichtlich des Andern üben, von der ich in meinem Buche „Reich Gottes und Menschensohn" (S. 304 ff.) ausführlicher gesprochen habe. Sie üben nicht eine Einsicht durch Schlüsse und gewinnen ihre Erkenntnis des Innern des Andern nicht auf den gewöhnlichen Wegen des Verstehens, sondern ihre Einsicht ist, wie wir undeutlich zu sagen pflegen, „instinkthaft".

3. Eine Gestalt wie die der Ilga, deren seltsame Fähigkeiten nichts mit Religion zu tun haben, würde man in früheren Zeiten nicht als den Heiligen verwandt gewertet haben; man würde sie aber wegen des unheimlichen Eindruckes solchen Vermögens zweifellos einem andern Typus zugeschrieben haben. Man würde angenommen haben, daß ein „Geist" sie „besitze" und aus ihr rede oder handele und man würde sie nicht zum Arzte, sondern zu einem Exorzisten gebracht haben. Dieses Phänomen eines Wissens um

fremdes Wissen wiederholt sich in den Erzählungen von den „Besessenen". Ihr scheinbar übernatürliches Wissen ist dann das des bösen Geistes oder des Sinn, der in ihnen seine Behausung genommen hat. Dies sollte man in Berücksichtigung ziehen, wenn man im Evangelium liest, daß grade Besessene es gewesen seien, die „wußten", was Jesus zu sein beanspruchte.

4. Anderseits betont Driesch in seinem Schreiben an Mensching über den Fall der Ilga mit Recht — und das Buch von Rhine bestätigt es zur Genüge —, daß dieses Vermögen des Wissens um fremdes Wissen keineswegs ein Privileg von Schwachsinnigen ist, sondern daß die „Sensitiven" grade auch Menschen von Intelligenz und geistig hochstehend sein können. Nur daß auch ihr „Wissen" sich nicht vollzieht auf den Wegen sinnlichen Wahrnehmens oder diskursiven Schließens. Welche Bedeutung dann ein solches Vermögen habe für die Deutung der kirâsa der Charismatiker, habe ich an angegebenem Orte weiter ausgeführt.

Solch Wissen um fremdes Wissen, das sicher nicht auf sinnlichem Wahrnehmen, auch nicht auf einer „Hyperästhesie" (Überschärfe) gewöhnlicher Sinneswahrnehmungen, noch auf bloßer Steigerung natürlichen Kombinierens oder der Funktionen unserer diskursiven Schließkraft beruht, macht zunächst den Eindruck des absolut unerklärlichen und des in unser gewöhnliches Geistesleben ohne alle Analogie einbrechenden Fremden. Aber vielleicht ist es viel allgemeiner vorhanden, als wir vermuten; vielleicht ist ein Moment davon vorhanden auch in unserm gewöhnlichen Wissen um fremdes Wissen und in unserem gewöhnlichen Erkennen dessen, was seelisch in einem Andern vorgeht oder in und an einer andern Seele vorhanden ist.

Wie komme ich überhaupt zur Erkenntnis und zum Verständnis des seelischen Innenlebens des Andern, und weiter seiner seelischen Eigenschaften und seiner geistigen Wesenszüge? Daß wir eine solche Erkenntnis unserer seelischen Umwelt erlangen können und daß sie jeder, der in menschlichem Verkehr steht, irgendwie besitzt, ist gewiß und wird auch nicht bestritten. Ohne sie wäre ja Verkehr, Gemeinschaft, sinnvolles Sich-Beziehen auf einen Andern, wären Selbstmitteilung und Anteilnahme am Andern nicht möglich. Über die Möglichkeit aber solches Wechselerkennens hat man nachzudenken und sie nicht einfach als Faktum auf sich beruhen zu lassen. Wo nun die Frage danach gestellt wird, da wird alsbald auch meistens, als wäre es selbstverständlich, die Antwort gegeben: „Zunächst und unmittelbar erkennen wir seelisch natürlich nur uns selbst. Zugang zum Andern haben wir nur dadurch, daß sich sein Wollen, sein Temperament, sein Gesinntsein, sein geistiges und seelisches Wesen zeigt in Handlungen und Verhaltungen, die sich körperlich ausdrücken und durch solche körperlichen „Zeichen" unserer äußeren Sinneswahrnehmung zugänglich sind: das heißt also durch eine körperliche Zeichengebung, deren Sinn wir verstehen, indem wir sie durch Analogie zu uns selber deuten. Wahrnehmend, daß unser eigenes Seelenleben verknüpft ist mit den Funktionen eines lebendigen Körpers, „deuten" wir wahrgenommene lebendige Körperlichkeit auf ein mit ihr verknüpftes Seelenleben; an uns selber wahrnehmend, daß die Seelenregung x bei uns sich verknüpft mit der Körperbewegung y, schließen wir (unbewußt), daß eine Körperbewegung y bei dem Andern auch verknüpft sein werde mit einer Seelenregung x." Der Zugang zum Innern des Andern wäre dann einerseits sinnliche Wahrnehmung von Körperlichem an ihm und anderseits ein schließendes Deuten des letzteren als eines Zeichens eines Seelischen in ihm, daß durch Analogie zu dem in uns selber durch inneren Sinn Wahrgenommenen vollzogen wird.

Daß wir von einem solchen Akte des Schließens (von unserm eigenen Innern auf das Innere des Andern) rein gar nichts bemerken (wie jeder bei sich selber feststellen kann, der sich einmal besonnen fragt, ob er wohl wirklich jemals einen solchen künstlichen Weg des Analog-schließens gegangen sei), das wird man hier etwa damit beantworten müssen, solch ein Analogieschluß vollziehe sich eben im Unterbewußten oder im Unbewußten und Vorbewußten. Nun machen wir gewiß manchen Schluß unbewußt oder unbemerkt, aber wo das geschehen ist, da können wir doch durch nachherige Besinnung meistens diese Unbewußtheit aufheben und feststellen: „wir haben reflektiert und geschlossen, ohne es zu bemerken". Vor allem aber: diese ganze Annahme einer vermeintlichen Deutung der Körperlichkeit des Andern auf Seele usw. scheitert an ganz elementaren Tatsachen. Käme ich nämlich nur durch Analogieschlüsse von meiner eigenen Beseeltheit aus zu der Annahme von Seelen in fremden Leibern und weiter nur auf dem Wege einer von mir selber aus gedeuteten leiblichen Zeichensprache zur Erkenntnis dessen, was in der Seele des Andern vorgeht und was und wie er selber seelisch und geistig ist, dann ergäben sich folgende Schwierigkeiten:

1. Ich würde an einem Andern nur erkennen können und ihm nur zuschreiben können, was ich zunächst in mir und meiner eigenen seelischen Innerlichkeit vorgefunden hätte. Seelenregungen, Gemütsbewegungen, Wollungen von einer Art, die ich nie selber gehabt hätte, müßten mir unverstanden und unerkennbar sein. Und alles andere Seelische müßte entweder ebenso sein wie ich oder Stück und Ausschnitt des in und an mir selber Erfahrenen.

2. Wir sind von den Griechen her gewohnt zu meinen und zu sagen: „Gleiches wird durch Gleiches erkannt", und dieser Satz hat gewiß auf dem Gebiete des Seelischen weithin sein Recht. Zu dem mir innerlich Gleichen oder Wesensähnlichen am Andern habe ich gewiß oft einen leichteren Zugang des Verstehens. Und doch ist jener Satz einseitig. Denn es gilt auch der Satz: „Die Extreme ziehen sich an." Anziehen könnten sie sich aber nicht, wenn sie sich nicht zunächst gegenseitig in ihrer besonderen Art und in diesem Falle gerade in ihrer „andern" und deswegen besonders anziehenden Art verstanden hätten, so daß wir jenem ersten Satze gegenüber auch behaupten können: „Gerade durch und wegen Ungleichheit wird das Andere erkannt, verstanden und gesucht. Gerade das mir und meinem eigenen Wesen ganz Neue, grade meinen eigenen Kontrast kann ich unter Umständen in hellsichtiger Intuition und Witterung viel besser und tiefer verstehen und dann würdigen, als das mir und meiner Art Entsprechende."

3. Ausgang des Erkennens des Andern ist zweifellos die körperliche Semiotik[1] am Andern, der Ausdruck seines seelischen und geistigen Wesens in leiblichen Zeichen, in Miene und Ausdruck, in Gebärde und Verhalten; und alte Überzeugungen sogut wie neuere Untersuchungen haben erwiesen, daß zu solcher Semiotik nicht nur die Linien und Formen des Gesichtes oder etwa der Hände gehören, sondern daß wahrscheinlich die ganze Körperlichkeit überhaupt ein Zeichen des Seelischen ist.

[1] Zeichensprache. D H

Wer aber hat solche Semiotik zunächst an sich selbst bemerkt und begriffen, wer hat dieses Deutungsalphabet zunächst an sich selber studiert? Wer weiß genau um seine eigenen Züge, oder um die Beziehungen seiner eigenen Körperlichkeit zu seinem Innern, um diese dann angeblich als Ausgang zu verwenden und durch Analogieschlüsse von ihnen aus die Zeichen am Andern zu deuten? Und wie könnte er Zeichen deuten, von denen viele an ihm selber vielleicht gar nicht vorkommen!

4. Wohl darf man sagen: „Wen eigenes Leid gebrannt hat, der weiß, was Leid ist und der versteht den andern Leidesträger", und so auch von tiefer Freude, von Seligkeiten und Verzweiflungen und anderen seelischen Verhaltungen. Und doch wäre es wieder einseitig, solche relativ berechtigten Aussagen zu erkenntnistheoretischen Lehrsätzen mißbrauchen zu wollen. Jene Aussagen schließen bei näherer Überlegung zweierlei ein: erstens die Annahme, daß nur durch Übertragung und Eintragung von mir aus das seelische Sein und Erfahren des Andern mir zugänglich werde, und zweitens die Annahme, daß was Leid, was Freude oder Seligkeit, ferner was Ehrfurcht, was Güte, was Charakterstärke sei, nur durch Erfahrung a posteriori erkannt werde. Beide Annahmen aber sind gleicherweise falsch. Hinsichtlich der ersteren gilt ebensogut, daß ich mich selber und eigene Art und eigenes Erleben sehr oft nach der Tiefe erst verstehe, wenn ich das zu Verstehende zuvor an Andern getroffen und verstanden habe, und Fremdverständnis ist oft viel leichter als Selbstverständnis und jenes oft genug ein Schlüssel und eine Hilfe zu diesem. Hinsichtlich der zweiten Annahme aber gilt in gewandelter Form der Satz Kants: „Alle unsere Erkenntnis hebt mit Erfahrung an, aber nicht alle unsere Erkenntnis entspringt aus Erfahrung". Oder richtiger: Alle Tiefen- und Wesens-Erkenntnis ist als solche durch bloße Erfahrung nicht zu geben, sie hat – mit altmodischem Ausdrucke – immer Momente a priori in sich. Das Wenige und Dürftige, was von all den genannten Seelenverhaltungen etwa in mir selber vorgekommen ist, der magere empirisch-psychologisch gewonnene „Begriff" davon ist doch niemals die „Idee" oder, wie man heute sagt, das „Wesen" der Sache. Und doch kann ich in tieferer Besinnung dieses erfassen, und es kann in seiner Fülle und in der Mannigfaltigkeit seiner Momente und mit den Notwendigkeiten der Zusammengehörigkeit seiner Momente in leuchtender Klarheit vor meiner Erkenntnis stehen. Ich kann wissen, was Liebe oder Ehrfurcht „ihrem Wesen nach" sind, indem ich dabei weit alles überschreite, was etwa von solchen Seelenregungen mager genug in mir selber vorgekommen sein mag, und ich kann das Wesen von seelischen Regungen und von geistigen Eigenschaften, wenn sie mir an Andern oder in Schilderungen begegnen, tief innerlich „verstehen", auch wenn davon in mir selber nie etwas sich geregt oder gezeigt hat.

Solche Einsicht hat schon Schleiermacher vorweg genommen, wenn er erklärt, daß Fremd-Erkenntnis zustande komme durch „Offenbarung und Ahnung". „Offenbaren", das heißt zeigen muß sich mir der Andere, wenn ich ihn verstehen soll. Aber dieses Sich-Zeigen ist vergeblich, wenn ihm nicht ein ahnendes Verstehen meinerseits begegnet, das weit hinausgeht über das, was mir am Andern sich „zeigt". Was Schleiermacher hier Ahnung nennt, das hat man auch wohl Intuition, Gefühl, ja Instinkt genannt. Wie immer, es ist eine Weise von deutender Erkenntnis, die extrasensory ist und die zugleich auf ganz anderm Wege zustande kommt als etwa durch Analogie-schlüsse von mir selber aus.

Marburg. Rudolf Otto

Eine lutherische Kirchengeschichte

Der Erlanger Kirchenhistoriker D. Hans Preuß hat ein Buch ausgehen lassen, das die Aufmerksamkeit unsrer Leser verlangt. Er gab ihm den wenig geschickten Titel: „Von den Katakomben bis zu den Zeichen der Zeit", dazu wie zum Schutze einen Nebentitel: „Der Weg der Kirche durch zwei Jahrtausende." Ich würde es einfach „Lutherische Kirchengeschichte" benannt haben, deutlicher: „Kirchengeschichte vom Luthertum aus gesehen" (Erlangen, Martin Luther-Verlag 1936, 341 S., gebunden 6.50 M. Mit einigen sehr guten Bildern.)

Kurz anzeigen kann man das Buch nicht, gerade nicht in einer Zeitschrift wie der unsern, wo der Zweck all solcher Buchanzeigen doch immer wesentlich der ist, daß die Leser eine richtige Vorstellung von dem Werke bekommen und danach einigermaßen entscheiden können: ist es etwas für mich oder nicht?

Diese Kirchengeschichte beginnt in der Tat mit den Katakomben. Nicht mit Jesus. Ein kurzes Kapitel nur von drei Seiten gibt zuvor eine Kunde von der Welt, in der die Katakomben lagen, die den Heiland und seine frohe Botschaft empfangen sollten, denn: „Was die Evangelien und die Apostelgeschichte berichten, das lesen wir lieber in der unvergleichlichen Form dieser Erzählungen." Zugegeben: keine Geschichtschreibung von heute kann Wert und Wortlaut der biblischen Berichte ersetzen oder übertreffen, aber doch darf keine Kirchengeschichte mit dieser klaffenden Lücke beginnen, und der Verfasser wird seinem Buche und seinen Lesern gewiß bei näherer Überlegung den Dienst tun und mit der ihm zu Gebote stehenden plastischen Knappheit das unentbehrliche Eingangskapitel hinzufügen. Gerade er darf sich die Gelegenheit zu dieser Grundlegung, zu solcher Allem vorangehenden Verkündigung nicht entgehen lassen. Wenn wir jene ewigen Zeugen gehört und aus ihren Brünnlein getrunken haben, dann können wir getrost, wie Luther sagt, „so gut Neu Testament machen als die Apostel geschrieben". (Vgl. E. A. ^{2}11, 274.)

Was war die Folge davon, daß mir dies Kapitel fehlte, aus dem man doch den guten Genius des Verfassers gleich am schönsten kennengelernt hätte? Ich fing von hinten zu lesen an. – Das sollen Andre mit Romanen so halten. Da bringen sie sich ja um das Beste. Aber bei wissenschaftlichen Büchern fördert es oft ungemein das Verständnis.

Da gab es nun eine große Überraschung. Eins muß wahr sein: langweilig ist das Buch nicht. Ach, Kirchengeschichten können für den Laien sehr langweilig sein. Aber unser Autor hat Temperament. Er macht Scherze und teilt Bosheiten aus. Er hat Humor, nur ist dieser Humor nicht immer gütig. Mancher wird das Buch dann vielleicht geärgert weglegen. Das ist schade. Von unserm Berliner „Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt" (1910) schreibt Preuß: „auf dem sich deutsche Theologen, buddhistische Mönche,

Rabbiner und Muselmänner gerührt in die Arme sanken." Da habe ich herzlich lachen müssen. Zuweilen wird man an Karl Hase erinnert, z. B. wenn man liest: „In der Schweiz wurde die Erweckung durch die viel gereiste, unruhige, schwärmerische Frau von Krüdener vertreten, die Gott auch in der Hölle lieben wollte und liebreich predigend und helfend durch alle Länder zog, selbst für des Teufels Bekehrung betend." Aber insgemein ist Preuß viel derber und weit entfernt von Hases Objektivität. „In die Anfangstakte dieses langweiligen vierhändigen Klavierspiels der Union fällt ein kräftiger Posaunenton klaren Luthertums" – das ist sehr hübsch gesagt, wenn auch schon mit starker Abneigung. „Der enge Mühlgraben (das Luthertum) treibt das Rad, der breite Teich (die Union) versumpft leicht." Das mag noch angehen. Aber S. 269: „Die Aufklärung in England war das Gegenteil von religiöser Lebendigkeit, so ledern wie das unbewegliche Gesicht eines alten englischen Lords" – mündlich ein harmloser Scherz, gedruckt – wie unfair! Schlimm, wenn Preuß es fertig bringt die Schlacht bei Kappel, in der Zwingli fiel, eine „Straßenholzerei" zu nennen – man muß die Trauerberichte der Zürcher kennen![1] Das Schlimmste vielleicht S. 34, als von dem sieghaften Kampfe Augustins gegen die Donatisten die Rede ist: „Die Richtigkeit und Bedeutung dieser Lehre" (von der Wirkungskräftigkeit auch unwürdiger priesterlicher Personen und ihrer Amtshandlungen!) „wird der persönlich ermessen können, der *von einem liberalen Pfarrer getauft* ist". (Sperrung von mir.)

Derlei Blüten könnte man spaltenlang sammeln. Aber das wäre doch unrecht. Denn sie sind nur die geratenen oder mißratenen Zierrate am Werk.

*

Schon aus dem Bisherigen ging hervor, daß die Feinde, die Preuß am bittersten bekämpft, Aufklärung, Liberalismus und Union sind. S. 239 beginnt die Schilderung des „Abfalls" mit der holländischen Aufklärung im siebzehnten Jahrhundert; bis zur deutschen Erweckung zum Beginn des neunzehnten währt die Nacht, nur hie und da von lichten Momenten erhellt. Schon der Pietismus kommt schlecht weg; als alter Ritschlianer darf ich dawider eigentlich nichts sagen. Und ist nicht die Wurzel des Übels das Aufkommen eines reformierten Protestantismus neben dem lutherischen? Mit dem Humanismus im Blute? Warum ließ man nicht Martin Luther allein das Feld? Was aber auch die Calvinisten für schreckliche Dinge verübt haben! In Hessen-Kassel ließ Landgraf Moritz seinen lutherischen Untertanen, die nicht reformiert werden wollten, Eisenspäne in die Hostien backen, damit sie an ihren Magenschmerzen merken sollten, daß sie wirkliches Brot gegessen haben (was nebenbei, wie Preuß mit Recht erläutert, gegen die lutherische Abendmahlslehre gar nichts bewies). Das habe ich nun wirklich nicht gewußt. Wie gut, daß man nicht alles weiß! Es ist ja auch kultur- und sittengeschichtlich wichtig genug. Vielleicht weiß man von all solchen Greueln – in den kirchlichen Kreisen viel zu wenig, da kommen dann die Freidenker und Genossen und schütten ihre Füllhörner aus. Aber bei allen Gradunterschieden der Beteiligung an dieser Gesamtschuld der Christenheit besteht doch Römer 3, 23!

*

[1] Vgl. CW 1931, Sp. 1033.

Da das Anfangskapitel fehlt, ist der eine unvergleichliche Gipfel im Hochgebirge *Martin Luther*. Seine drei großen Reformationsschriften kommen zur vollen althergebrachten Wirkung. Luthertum ist Freiheit vom Gesetz. „So wagen wir es, unsre lutherische Kirche als die schönste zu rühmen. Denn sie ist zwar die ärmste unter ihren Schwestern, dafür aber die kindlichste und darum die den Evangelien nächste. Weil sie so kindlich ist, darum hat sie auch das Gesetz als Gesetz wirklich überwunden." Wir Kinder hören es gerne. Was Luther betrifft, so ist mir ein recht handlicher Maßstab für das Verständnis seines Wesens die Meinung, die man von seinem Verhalten zum Bauernaufruhr hat. Dies Verständnis hat natürlich Preuß durchaus. Aber der Schatten im Bilde sollte nicht fehlen; das Zitat z. B. seiner schlimmsten Worte von damals. (Es gibt treffliche Zitate in dem Buche, sparsam und wirksam. Z. B. S. 291 das Wort Löhes, S. 274 das von de Maistre.) – Nicht um zu tadeln, sondern aus rein psychologischem Interesse eine Bemerkung zu den Fakultäten, insbesondre zur Leipziger und ihrer Blütezeit unter dem Dreigestirn Kahnis, Luthardt, Delitzsch. Ich habe diese Lehrer um 1877 genossen; sie waren zu meiner Zeit noch frisch. Dennoch bin ich drei Semester in Leipzig umhergeirrt, einen Meister zu finden; ich rettete mich inzwischen zu Rudolf Hildebrand, Voigt und Wundt in die andern Fakultäten, bis ich die jüngere Dozentengeneration auch unter den Theologen entdeckte. Dabei begleitete mich in jenen Tagen der Enttäuschung und Leere, während deren Stipendien mich in Leipzig festhielten, die Sehnsucht nach Erlangen! Es ging auch Anderen so. Und nun das Ehrengedächtnis, das Preuß dem Leipziger Dreigestirn aufrichtet. So verschieden die Führungen! Er schreibt: „Wie kann einer, der die Kirche nicht lieb hat, die er siehet, die Kirche lieben, die er nicht siehet!" Über den Satz muß ich immer wieder nachdenken. Ist nicht das Umgekehrte richtig? Und wenn ich nun in einer unierten Kirche geboren bin? In Nassau z. B., wie meine heutigen Nachbarn und Brüder? Nun, wenn Preuß von seiner und meiner lutherischen Kirche bekennt: „Wir lieben sie wie unsre Heimat" – so fährt er ja dann fort: „und wünschen nur unseren Brüdern, daß es ihnen mit ihrer Konfession auch so gehe." Man kann aber dann doch nicht so einfach die Kirchengeschichte schreiben als Geschichte des noch verborgenen und endlich erschienenen Luthertums. Wir waren wirklich gute Lutheraner, die wir einst die „Christliche Welt" gründeten. Aber „die Kirche" verstanden wir darum doch noch anders. Vgl. unsre Artikel in 1887, Nr. 1 „Lutherisch" (Loofs) und in Nr. 7 „Die Kirche": ein heilig christlich Volk". Wir legten damals großes Gewicht darauf, „Lutherisch" *groß* zu schreiben und es auf der *ersten* Silbe zu betonen. Ich möchte wohl wissen, ob heute Preuß die erste oder die zweite Silbe betont? Wie das überhaupt in Erlangen Brauch ist? Jedenfalls ist in dem Buche lutherisch immer klein geschrieben. Das kann wenig oder viel bedeuten.

*

Die feinste Gabe, die unserm Autor zu Gebote steht, ist, wie ihm sämtliche *Künste* bei seiner Geschichtserkenntnis und Geschichtsdarstellung zu Hilfe kommen. Schon allein darum soll man sein Buch lesen.

Daß in eine Kirchengeschichte auch ein Kapitel über christliche Kunst gehört, haben ja unsre Historiker

schon länger begriffen und geübt. Auch in Preußens Buche finden sich solche Stücke: „Die steinernen Psalmen" S. 70; „Die köstliche Narde" (Joh. 12, 3) S. 320 zu vorletzt. Aber das Beglückende ist, wie die Sprache der Künste überall in die Sprache der Daten und Taten mit hineinredet, ihnen Ton, Gestalt, Farbe und Fülle gibt. Will die Mannigfaltigkeit der Gesichte uns zerstreuen, die Kunst sammelt uns immer wieder. Eine auffallende Rolle spielt heute das Barock. (Das Wort „barock" wiederholt sich zu oft.)

Soll ich noch auf Einzelheiten verweisen? Augustin, Karl der Große, „Die gotische Welt" d. i. Scholastik usw., „Alltag und Feiertag" im Altertum. Zu viel Wohlgelungenes, als daß man es hier aufzählen könnte. Merkwürdig gut kommt Schleiermacher davon.

▪

Das letzte Kapitel ist überschrieben: „Zeichen der Zeit". Und erklärt damit – formell – den Titel. Spürt man immer wieder in dem Buche den Herzschlag seines Verfassers, so zumal in diesen drei Worten und dem, was er dazu zu sagen hat.

Er entwickelt da zunächst, daß im neunzehnten Jahrhundert, einem Gesetze folgend, sich die Lebensstile der abendländischen Kultur (Antike, Mittelalter, Renaissance mit Reformation, Barock mit Rokoko) im Fluge wiederholten, und zwar genau in der Reihenfolge, in der die Originalstile nach einander aufgetreten sind. Die Signatur des Jahrhunderts also: Überlieferung, Erbe, Reproduktion. Folgt Rückschlag, Übergang zu einem Neuen, zu einer Wiederholung der Wiederholung. Wir beginnen also wieder mit dem Antikischen, diesmal aber das eigene germanische Altertum neu heraufholend. Dies ist mit wenigen Worten geistreich demonstriert. – Und nun hat der Verfasser Visionen. Er hat in seinem Buche wenig ins Weite geschaut. Die Weltmission der neueren Zeit ist nicht zu ihrem Rechte gekommen. (Autarkie des Luthertums. Man denke dagegen an das Buch von Frick.) Die Bedrohung durch Asien taucht auf. Der Bolschewismus. (Offbg. Joh. 12, 3: Der rote Drache.) Noch wird sein Einbruch in unserm neuen Reich vom Staat aufgehalten. Aber hat sich nicht die Christenheit im Weltkrieg durch furchtbaren Brudermord vor aller Welt hoffnungslos bloßgestellt? Es fehlt doch nicht an Zeichen, daß sie sich zum Widerstand aufrafft. Auch im Luthertum. „Wer wollte uns die Freude nicht gönnen, wenn jetzt nach dem Anstieg der reformierten Frömmigkeit durch die radikal weltkritische Täufergestalt des Schweizers Karl Barth auch das Luthertum wieder Verständnis, Geltung und Liebe gewinnt?" Auf Eberts „Morphologie des Luthertums" (1931 f.) wird verwiesen[1]), auf Rudolf Schäfers und Rudolf Kochs Kunstwerke: wie sollte nicht „in uns der Wunsch aufwallen" – Wunsch sagt er bescheiden und meint doch Hoffnung – „daß die lutherische Kirche (vom Verfasser gesperrt:) auf ihrem Heimatboden endlich einmal – in edlem Frieden mit ihren Schwestern – zu ihrem vollen Rechte kommen möge und nicht immer wieder sabotiert werde."

Hierzu würde sich ein bündiges Wort über die heutigen Kirchennöte und Kirchenkämpfe fügen, wie gerade der Kirchenhistoriker es uns sagen könnte. Er sagt es nicht. Verfassungsfragen liegen dem Lutheraner nicht. Dagegen durchkreuzt seine irdischen Wünsche und Hoffnungen jetzt zum Schluß eine Erinnerung daran, daß von Luther her doch auch der Gedanke an den lieben jüngsten Tag in seiner Kirche heimisch war. „Daß der große Zeiger an der Uhr Gottes kurz vor der Zwölf steht, das sehen wir alle. Ob auch der kleine? fragt er. Und verweist uns auf Geduld und Glauben: „demütige Geduld und starken Glauben". R

[1]) Vgl. CW 1933, 7, 303 ff.

Täufer und Mennoniten

In diesen Tagen versammeln sich Abgeordnete der Mennoniten aus der ganzen Welt zur Beratung in Amsterdam. Ihre Gemeinden stammen aus deutschem Blut. Aber wie Genossen unsres Volkes überall hin zerstreut sind, so ist es auch ihnen ergangen. Sie haben ihre heimatliche Sprache, sei es Hochdeutsch oder Holländisch, stets erhalten und mit ihr, viel mehr noch als die lutherische Kirche, ihren deutschen Ursprung und Charakter erwiesen. Die Zahl ihrer Mitglieder ist nicht groß, doch sie halten fest zusammen, trotzdem sie keine Kirche bilden. Ihre leiderfüllte Geschichte, ihr Märtyrertum in vier Jahrhunderten, eine Ahnenreihe ohnegleichen, ist ihr Stolz. Die Gedanken aber, die sie vertreten, sind auf manchen Umwegen, über die Grenzen ihrer Gemeinschaft hinaus, ein Gemeinbesitz unsrer evangelisch-christlichen Überzeugung, ja unsrer ganzen Lebens- und Weltbetrachtung geworden.

Sie sind die echten Nachkommen der deutschen Täufer der Reformationszeit, die in der Erinnerung an Thomas Münzer und die Münsterischen Aufrührer als überspannte, gemeingefährliche Revolutionäre und „Rottierer" fortleben und das Andenken an alle andern, stets friedlichen Täufer verdunkeln. Man mußte erst den „Wust der Tradition" hinwegräumen, der, nach Harnacks schönem Wort, auf der Kirchengeschichtschreibung lastet und nicht nur in Schulbüchern und volkstümlich erbaulichen Schriften sich wie eine ewige Krankheit forterbt. Nun erst erkennt man das wahre Bild der Täuferbewegung, die zeitweilig, in erstaunlicher Wirkungskraft, an vielen Orten das Werk Luthers und Zwinglis ernstlich zu gefährden schien.

Mögen ketzerische Einflüsse spätmittelalterlicher Waldenser oder böhmischer Brüder in Süddeutschland und in der Schweiz ihr den Boden bereitet haben, jedenfalls springt sie schon vor der Mitte der zwanziger Jahre in der Reformationszeit plötzlich auf. Es bilden sich Gemeinden in der deutschen Schweiz und in süddeutschen Städten, in Augsburg, in Straßburg. An ihre Spitze treten als Apostel und Führer Männer, die unter die edelsten, fähigsten und opferfreudigsten der Zeit zu rechnen sind: Michael Sattler, Hans Denck, Balthasar Hubmaier, Ludwig Hätzer. Sie übersetzen die Propheten des Alten Testamentes zum erstenmal aus dem Hebräischen, schon mehrere Jahre vor Luther, der ihr Werk anerkannte und benutzte; es gewann eine erstaunliche Verbreitung. Ihre Gedanken und Ziele sind fast überall die gleichen: sie wollen Gemeinden wahrer, gläubiger Christen bilden, nach dem Vorbilde der sittlichen Forderungen Jesu und der Gestaltung in der apostolischen Zeit. Sie sind überzeugt, daß in ihnen, wie einst in der urchristlichen Gemeinde, der Geist lebendig ist, wo er will, aber nicht, wie in der römischen Kirche an

Bischofs- und Priesteramt gebunden ist, auch nicht, wie in den neuen Reformationskirchen, durch das „Amt des Wortes" nur von bibelkundigen, gelehrten Theologen verkündet werden soll.

Sie wollen, getreu den Worten Jesu, keinen Eid schwören, kein Schwert führen und lieber unter ihren Feinden wehrlos leiden. Sie nehmen darum keine Ämter in den Staaten, bei der Obrigkeit an, die das Schwert trägt, aber sie haben stets erklärt, sie schuldeten dem Staate Gehorsam, soweit ihr Glaube es zuließe. So schlichten sie auch Streitigkeiten in der Gemeinde selbst und üben unter den Ihrigen den „Bann", bis zum Ausschluß, die Gemeindezucht, die in der Nachfolge Christi keinen Unwürdigen duldet. Sie feiern das Abendmahl zum Gedächtnis an Jesu Opfertod; es ist ihnen vor allem ein Zeichen brüderlicher Gemeinschaft, die übrigens nur an einer Stelle, bei den „Hutterischen" in Mähren und später in Amerika, zu einer Gütergemeinschaft nach mißverstandenem apostolischen Vorbild führte. Die Taufe vollziehen sie nur an überzeugten Gläubigen, nach biblischem Vorgang an Erwachsenen, die den Gemeinden beitreten; also eine Spät- und Glaubenstaufe, nicht etwa grundsätzlich eine Wiedertaufe. Sie haben darum selbst sich zunächst nur als Täufer oder Taufgesinnte bezeichnet, nicht als Wiedertäufer oder Anabaptisten. Sie hoffen endlich, wie die Apostel und nicht anders als Luther selbst, auf das nahe Ende aller Dinge, aber sie denken nicht daran, das Reich Christi auf Erden mit irdischer Gewalt errichten zu wollen. So waren die Täufer die ersten, die mit Luthers Gedanken von der alleinigen Geltung des Neuen Testamentes, des Evangeliums, in Glauben und Leben Ernst machten, indem sie auch die nachbiblische, hellenistische oder scholastische Theologie des katholischen Kirchentums beiseite schoben.

Auch Luther und Zwingli standen in den ersten Jahren ihres Wirkens solchen Gedanken nicht so fern. Auch jener forderte, nach seinem eignen Erlebnis, einen persönlichen Glauben und damit den Besitz des Geistes, das „innere Zeugnis des Heiligen Geistes" für den Empfang und die Aneignung des Wortes. Er will nichts wissen vom rein äußerlichen Gehorsam gegen kirchliche Pflichten. Auch er hoffte, ernste Christen würden sich zusammentun und einen unter sich erwählen zur Verkündigung aus der Heiligen Schrift, dem alleinigen Maßstab und der einzigen Quelle des Glaubens. Es ist ein Gedanke, der in der „Prophezei", der Laienpredigt, in Zwinglis Zürich und später etwa in Lascos Londoner Fremdengemeinde verwirklicht wurde. Daß den Reformatoren neben ihrem Hauptgedanken, der „Rechtfertigung" oder Sünden-Vergebung aus Gnaden, die sittliche Auswirkung des Glaubens nicht gleichgültig war, das beweist etwa Luthers Auslegung der zehn Gebote und in der reformierten Kirche die strenge Kirchenzucht des frühen Calvinismus. Die sittliche Erneuerung des Christen konnte aber auch gerade den humanistischen Schülern eines Erasmus, wie Zwingli und seinen Freunden, nicht gleichgültig sein.

Da war es jedoch verhängnisvoll, daß gerade Luther diese Bewegung zuerst in den Schwarmgeistern oder Bilderstürmern zu Wittenberg kennen lerne, die vor der Bibel nur die Eingebungen des Geistes gelten ließen, die Spättaufe zum Bundeszeichen einer heimlichen Verschwörung machten und mit revolutionären Gedanken und Taten die bürgerliche Ordnung stürzen wollten. Im mitteldeutschen Bauernaufstand stand der gefährlichste jener Schwärmer an der Spitze. In diesen Jahren verlor Luther das Vertrauen zur täuferischen Hochschätzung der Gemeinde. Aber aus der Erfahrung, daß es so viele getaufte, unechte Christen gäbe, unfähig zu einem Priestertum aller Gläubigen, zog er doch nicht die Folgerung, zunächst nur „Kerngemeinden" zu bilden zur Mission unter den Scheinchristen. Er vertraute vielmehr nur auf geordnete kirchliche Belehrung und Zucht. Die Fürsorge für beide aber überwies er der „Obrigkeit", dem Staat, „dem vorzüglichsten Glied der Kirche", und da dieser auch die erste Tafel der zehn Gebote zu schützen hatte und auf ihr die Gotteslästerung nach dem zweiten Gebot ahnden sollte, so trat die evangelische Obrigkeit in das Erbe der katholischen Kirche des Mittelalters ein, die dem Staat als ihrem Büttel die Ketzergesetze auferlegt hatte. Da aber die Täufer nach Luthers Empfinden nicht nur durch ihren Glauben „Gott lästerten", sich absonderten, Gottes Wort nicht hören wollten und Andre davon abzogen, sondern auch dem Staate feindlich und gefährlich schienen, weil sie den Eid, den Gebrauch des Schwertes, Staatsämter und weltliche Gerichte ablehnten, so schien es nur recht und notwendig, sie auszurotten. Das verfügte ein kaiserliches Dekret, und der zweite Speierer Reichstag von 1529 gab ihm die Zustimmung aller Fürsten und Städte, mit Ausnahme des Landgrafen von Hessen. Es ist derselbe Reichstag, der den Ehrennamen der Protestanten schuf. Die Führer der Reformation selber waren der gleichen Ansicht: für Luther galten die Wiedertäufer gleich den Zwinglischen „Sakramentierern" wie Heiden als dem ewigen Tode verfallen; man dürfe nicht einmal für sie beten (man denkt an Luk. 13, 1 und Matth. 5, 44), und Zwingli erklärte von der Kanzel: kraft kaiserlicher Rechte solle man alle Täufer enthaupten. Er selber, oft mehr Staats- als Kirchenmann, konnte eine Gemeinde nicht dulden, die dem bürgerlich-kirchlichen Gemeinwesen sich einzuordnen verschmähte.

So begannen denn, nicht nur unter katholischer Herrschaft, sondern sogar zuerst in Zürich, dann in St. Gallen, Bern, Basel, in den süddeutschen Städten die furchtbarsten Verfolgungen der Täufer: Menschenopfer, wie in den Natur-Religionen, zu einem größern Ruhme dem Gott der Liebe dargebracht, der seine Sonne scheinen läßt über die Guten und über die Bösen. „Wie die Schäflein hat man uns geschlachtet", klagten sie, wehrlos, ertränkt oder verbrannt, Männer und Frauen. Duldend, in wunderbarer Glaubenstreue gingen sie zu Tausenden in den Tod, fröhlich, singend in Erwartung der himmlischen Herrlichkeit. Ihre Märtyrer-Bücher und die Gerichtsakten geben, urkundlich verbürgt, ein Bild menschenmordender Furchtbarkeit, wie sie wohl kaum eine andre Zeit des Christentums gekannt hat, selbst nicht die Blütezeit der päpstlichen Inquisition. Ihr Opfermut galt als hartnäckige Verstockung, ihr Glaube und ihre gewissenhafte Sittlichkeit als Heuchelei. Fast alle ihre Führer, ihre Besten, starben den Märtyrertod. Eine einzige Zuflucht fanden sie zeitweilig bei einigen Adligen in Mähren, stillschweigende Duldung auch in Ostfriesland, in Hessen, vorübergehend in der Kurpfalz. Wies man sie aus, so wurden sie anderen Orten wieder Apostel ihres Glaubens. Ihr Opfermut führte ihnen immer wieder neue Gläubige zu,

die an der sittlichen Verderbnis ihrer Geistlichkeit Anstoß genommen hatten.

Wenn man sie schon so verfolgte, als noch jeder sie als die friedlichsten und aufrichtigsten Christen anerkennen mußte, wie schien dann erst eine solche Behandlung ihre Rechtfertigung zu finden, als in Münster fanatisierter Pöbel aus niederländischen Täufern unter gewissenlosen Führern das Reich Christi, das Königreich Zion, mit Gewalt und Blut auf Erden aufzurichten suchte! Denn in das Verdammungsurteil über diese wurde das gesamte Täufertum vor und nach ihnen hineingezogen, das nun erst die Geister von sich zu weisen schien, die es selbst gerufen.

Da trat Menno Simons, der katholische Priester von Witmarsum in Westfriesland, zu ihnen über, vom biblischen Recht des Abendmahls und der Spättaufe überzeugt, bewandert in der Bibel, in den Schriften der Reformatoren und des Erasmus, ja selbst der Kirchenväter, wie er denn auch unter den Täufern und für sie durch seine Bücher gewirkt hat. Er war keine geniale Führernatur wie die großen Reformatoren, aber in Aufrichtigkeit und opferbereiter Treue ein unermüdlicher Organisator. Er trat vor vierhundert Jahren, im Januar 1536, „in den Dienst des Kreuzes". Er fühlte sich berufen, die versteckten, weit verbreiteten Reste der Täufer nach den Grundsätzen und Zielen, die sie stets vertreten hatten, überall zu Gemeinden zu sammeln: in Norddeutschland, von Friesland, vom Niederrhein bis nach Holstein und Wismar. Seitdem nannten sich diese „Taufgesinnten" mit Recht „Mennoniten" oder „Menniſten", wie die Lutheraner und die Calviniſten nach ihrem Führer; diesen Namen gaben sich auch die oberdeutschen und schweizerischen Gemeinden. Flüchtlingen aus Westdeutschland und Flandern boten die befreiten Niederlande ein Asyl, als dort der große protestantische Staatsmann Wilhelm von Oranien Gewissens- und Gemeinde-Freiheit für Alle gegeben hatte. Dort ist noch heute ihr Stammland; von da aus gründeten sie in steter Zuwanderung ihre blühenden Gemeinden in Danzig und im Weichseldelta; von dort wiederum wurden sie als begehrte und bewährte Kolonisten seit dem Ende des 18. Jahrhunderts nach Südrußland, an die Wolga und in den Kaukasus gerufen. Hier haben ihre durch Herkunft und Glauben auch wirtschaftlich festgeschlossenen Siedlungen unter der Bolschewisten-Herrschaft neues Martyrium erlebt, das sie sozial und religiös zermürben und zersprengen soll. Nicht alle haben sich aus diesen größten Gefahren zu ihren schon lange in den Vereinigten Staaten und in Kanada ansässigen Brüdern retten können. Wie einst, so gehören auch jetzt zu den Mennoniten meist Bauern und kleine Bürger, in bescheidenem Wohlstand; doch sind sie in großen Städten, wie in Amsterdam, Krefeld, Hamburg-Altona, Danzig als Kaufleute, Schiffsreeder, Ärzte oft zu großem Wohlstand und hohem persönlichen Ansehen emporgestiegen. Spinoza und Rembrandt standen ihnen nahe. Kleinliche Zwiste über Fragen der Sitte und des Bannes sind überwunden. Die Gemeinden fühlen sich über Länder und Meere brüderlich verbunden, auch ohne rechtliche Form des Zusammenhalts. In der Betätigung christlicher Bruderliebe haben sie an ihren Grenzen nicht Halt gemacht, sondern, wie die Quäker, bedrängten und bedürftigen Protestanten andrer Gemeinschaften ihre Hilfe zugewandt. Sie haben den evangelischen Kirchen das helfende Amt der Diakonissen gebracht, wie sie von ihnen den Anstoß empfingen, studierte Theologen als Prediger an die Gemeinden zu berufen. Die „Allgemeine Taufgesinnte Sozietät" in Holland und die „Vereinigung der deutschen Mennoniten-Gemeinden" dienen der Beratung gemeinsamer Anliegen und Aufgaben.

Aber mit der Bildung der Mennoniten-Gemeinden ist die bleibende Bedeutung des Täufertums nicht erschöpft. Mittelbar oder unmittelbar hat es mitgewirkt an der Entstehung und Entwicklung der englischen und amerikanischen Dissenter-Gemeinden. Flüchtige Täufer kamen nach England, englische Feinde der halbkatholischen Staatskirche gingen nach Holland. So entstanden, nicht ohne täuferischen Einfluß, im Zeitalter der Elisabeth und der ersten Stuarts, in England die Gemeinden der Kongregationalisten oder Independenten, die nur bewährte und wahrhaft wiedergeborene Christen aufnahmen und gegen jede Staatskirche und für die volle Selbständigkeit der einzelnen Gemeinde eintraten. Es bildeten sich die Baptisten, die „Gemeinde gläubig getaufter Christen". Bei ihnen verkündete in der englischen Kolonie Rhode Island Roger Williams zum erstenmal in der Geschichte des Christentums (1644) das Christen- und Menschenrecht unbegrenzter Gewissensfreiheit. Es traten die Quäker auf, die ohne jede feste Form des Gottesdienstes nur den „inneren Christus", das „innere Licht" der Gottes- und Nächstenliebe darstellen wollten. Unter ihrem Schutze forderten deutsche Mennoniten aus Krefeld zuerst (1688) die Aufhebung der Neger-Sklaverei und des Sklavenhandels in Pennsylvanien. Aus der religiösen Duldung und Freiheit aber erwuchsen auch die Ideen bürgerlicher Menschenrechte, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts die alte europäische Staatenwelt in Trümmer schlugen. Der Grundsatz wahrer Toleranz für Alle läßt heute fast sämtliche christlichen Kirchen der Welt zu gleichgesinnter praktischer Arbeit auf Weltkongressen brüderlich zusammen wirken. Hier hat das verfolgte und mißhandelte Täufertum „seine weltgeschichtliche Stunde" erlebt. Aus dem Blut der Märtyrer ist der Same eines echten, „neuen" Protestantismus hervorgewachsen.

Hamburg Rudolf Kayser

Urkunden

1

Zum Anschluß Sachsens an den Lutherischen Rat.

hat der Sächsische Landeskirchenausschuß folgende vom Evang. Pressedienst veröffentlichte Erklärung abgegeben:

„1. Die sächsische Landeskirche ist die größte Landeskirche lutherischen Bekenntnisses. Sie will aus ihrer hierin liegenden besonderen Aufgabe heraus durch den Anschluß in eine enge Fühlung mit den anderen lutherischen Kirchen Deutschlands über Fragen gelangen, die sie heute bewegen. 2. Die Leitung der Landeskirche, insbesondere die geistliche Leitung, die sich in kirchenregimentlichen Handlungen auswirkt, liegt allein bei dem Landeskirchenausschuß. 3. Der Landeskirchenausschuß arbeitet unverändert mit dem Reichskirchenausschuß vertrauensvoll zusammen. Er steht zu ihm und der Deutschen Evangelischen Kirche auch künftig in den Beziehungen, die durch die Verordnung des Herrn Reichs- und Preußischen Ministers für die kirchlichen Angelegenheiten vom 21. November 1935 und die Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche begründet sind."

Eine von Generalsuperintendent D. Zöllner unterzeichnete Erklärung des Reichskirchenausschusses nimmt auf diese

Feststellungen des Sächsischen Landeskirchenausschusses Bezug und faßt die Stellungnahme des Reichskirchenausschusses so zusammen:

„Wir haben uns unter diesen Umständen mit der Entschließung des Landeskirchenausschusses einverstanden erklärt und begrüßen es, daß die größte lutherische Landeskirche, die stets im deutschen Luthertum und im Luthertum der Welt führend gewesen ist, nunmehr in einem Kreis mitarbeiten wird, der, wie wir in eingehenden Verhandlungen haben feststellen können, bestrebt ist, künftig ohne Bindung an kirchenpolitische Gruppen und ohne Inanspruchnahme kirchenregimentlicher Befugnisse in Zusammenarbeit mit den geordneten Kirchenleitungen auf dem Boden des lutherischen Bekenntnisses stehenden Teil der Deutschen Evangelischen Kirche die endgültige Überwindung des Landeskirchentums vorzubereiten."

2

Die Stellung der SS zu religiösen und konfessionellen Dingen

Über die Stellung der SS zu religiösen und konfessionellen Dingen ist schon im Herbst 1935 folgender Befehl ergangen, der jetzt in kirchlichen Blättern (z. B. in der Allg. ev. luth. Kirchenztg. u. a.) mitgeteilt wird:

SS-Befehl

1. In meinem Befehl vom 15. Oktober 1934, SS-Befehlsblatt Nr. 10, Ziff. 8, habe ich das ehrenvolle Ausscheiden von Geistlichen irgendwelcher Konfession verlangt. Dieser Befehl ist durchgeführt.

2. In gleicher Weise verbiete ich mit sofortiger Wirksamkeit jede führende Tätigkeit in irgendeiner sonstigen religiösen oder Glaubensgemeinschaft. (Z. B. Deutsche Glaubensbewegung usw.) SS-Angehörige, die Redner oder Führer irgendeiner weltanschaulichen religiösen Gemeinschaft sind, haben diese Tätigkeit bedingungslos sofort einzustellen oder ihre dortige Stelle als Führer niederzulegen. Wenn sie glauben, dies nicht tun zu können, haben sie aus der SS auszuscheiden. Die Zugehörigkeit zu irgendwelcher Konfession oder zu irgendwelcher Glaubensbewegung als Einzelmann ohne führende Tätigkeit wird davon nicht berührt.

3. Nach wie vor gilt als oberster Grundsatz für die SS die Anordnung des Stellvertreters des Führers vom 13. Oktober 1933, Verordnungsblatt der NSDAP, 2. Jahrgang, Folge 58 vom 31. Oktober 1933.

„Kein Nationalsozialist darf irgendwie benachteiligt werden, weil er sich nicht zu einer bestimmten Glaubensrichtung oder Konfession oder weil er sich zu überhaupt keiner Konfession bekennt. Der Glaube ist eines jeden eigenste Angelegenheit, die er nur vor seinem Gewissen zu verantworten hat. Gewissenszwang darf nicht ausgeübt werden."

In dieser Verordnung ist die nationalsozialistische Fassung des uralten deutschen Rechts der Glaubensfreiheit verankert. Genau so wie es in der SS nicht geduldet wird, daß irgendein Mann zu irgendeinem konfessionellen Bekenntnis gezwungen oder auch nur gemahnt wird, genau so dulde ich es nicht, daß von irgendeinem SS-Angehörigen die Ansichten und Überzeugungen anderer deutscher Volksgenossen, die ihnen heilig sind, verspottet oder verlästert werden.

Hierzu gehört auch das Singen von Liedern, die konfessionelle Dinge durch den Schmutz ziehen oder kirchliche Einrichtungen und Bräuche verspotten. Ebensosehr wie wir heute noch empört sind, daß vollkommen unnötigerweise die Bäume, die unseren Ahnen nicht als Götter, sondern als Werk Gottes heilig waren, von Unberufenen gefällt wurden, ebensosehr hielte ich es für verabscheuungswürdig wenn auch nur ein SS-Mann in die Barbarei dieser Unberufenen zurückfallen und irgend etwas, was irgendeiner Konfession heilig ist (sei es ein Bild, eine Statue, ein Gebäude oder ähnliches) auch nur mit dem Finger berühren würde. SS-Angehörige, die hier zuwiderhandeln, werde ich, weil sie ungeeignet für die Gemeinschaft und den Orden der SS sind, aus der SS ausschließen.

Der Reichsführer der SS
gez. Himmler

* * *

Zur gleichen Zeit ist in der SS das Singen einiger für Angehörige der Kirche verletzender Lieder verboten worden.

Zu beiden Urkunden s. Verschiedenes, Sp. 575 f.

In Goethes Lehre

Als der junge Schopenhauer im Jahre 1813 zu seiner Mutter nach Weimar zurückkehrte, trat er Goethe näher. Goethe führte ihn in seine Farbenlehre ein. Dies war ein Gebiet, auf dem Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten lange verweilt hatten. Naturwissenschaft aber war ihm mehr als Wissenschaft, war ihm ein ehrfurchtsvoll staunendes Ahnen und Erkennen der Gesetze und des Waltens Gottes in der Natur. Zugleich machte dies Bewußtwerden Gottes, der sich in der Natur offenbart, seine Seele reich und glücklich.

Dieser Naturanschauung und Lebenswertung stellte der junge Philosoph eine entgegengesetzte gegenüber: die Sinnenwelt, behauptete er, ist nur unsere Vorstellung, und das Leben ist nicht wert, gelebt zu werden.

Wir kennen zwei Antworten, die Goethe darauf dem Jüngling gab. Als dieser ihm einmal erklärte, daß die Sonne nicht wäre, wenn wir sie nicht sähen, blickte Goethe ihn groß an und sagte: „Vielmehr wären Sie nicht, wenn die Sonne Sie nicht sähe."

Auf seine lebensfeindliche Grundanschauung aber erhielt Schopenhauer eine Antwort, die ihm Goethe zum Abschied in das Album schrieb:

Willst Du Dich Deines Wertes freuen,
So mußt der Welt Du Wert verleihen.

Der Alte und der Junge! Es ist ein gehaltreiches Bild, zu sehen, was diejenigen empfingen, die in den Lichtkreis Goethes traten. Zugleich ist es ein Trost für die, die an einem Sinn des Lebens verzweifeln. Denn er lehrt, daß diejenigen einen Sinn im Leben finden, die ihn hineinlegen, und daß eine Welt, in die man Sinn legen kann, nicht wertlos ist. Gerhard Heine

Aus Zeitschriften

Glaubensspaltung und Volksgemeinschaft hat sehr anregend der Historiker Hermann Onden im Evangelischen Deutschland (Nr. 23) vom 7. Juni behandelt. Die katholischen südlichen und die protestantischen nördlichen Niederlande, Belgien und Holland, brachen auseinander. So hätte es auch in Deutschland gehen können. Aber der Protestantismus gewann auch im Süden starken Anhang: Württemberg, Nürnberg; und der Katholizismus behielt im Norden feste Stützen: Westfalen. Daß Luthers Bibel und Katechismus, hochdeutsch geschrieben, auch in ganz Niederdeutschland sich verbreiteten, hat wesentlich zur Herbeiführung der Spracheinheit beigetragen. Geistige Einheit schuf ein unsichtbares über ganz Deutschland reichendes corpus evangelicorum und ein ebensolches corpus catholicorum.

Kindertaufe als Freiheitsberaubung. Graf Reventlows tapferer Kampf für Gewissensfreiheit ist bekannt und ist von uns oft begrüßt worden. Wenn wir nun aber in seinem „Reichswart" (23. Mai) lesen: „Die Taufe des kleinen Kindes ist eine Handlung der Eltern und Geistlichen, die den Versuch einer innerlichen Freiheitsberaubung bedeutet", so wird Gottfried Traub recht haben, der in seinen „Eisernen Blättern" (7. Juni) entgegnet, „daß von diesem Standpunkte aus jede Erziehung des Kindes in einem bestimmten Sinn und Geist ‚Freiheitsberaubung' ist. Denn alle Beeinflussung von seiten der Sippe, des Geschlechts, des Volks geschieht ja auch ohne irgendwelche Zustimmungserklärung des Kindes. Auch die Namengebung, die bekanntlich auch urgermanisch ich, wäre dann Freiheitsberaubung. Mancher hat sich in seinem späteren Leben über seinen Namen erstaunt, aber kein gesunder Mensch hat das Recht der Eltern bestritten, dem Kind einen Namen zu geben. Schließlich würde nur die körperliche Pflege noch übrig bleiben, aber jede geistige Beeinflussung hätte zu unterbleiben mit Rücksicht auf die spätere freie persönliche Wahl des — Kindes. Wohin kommen wir noch? Gerade auf dem Standpunkt der heutigen Betonung von Sippe, Familie, Geschlecht muß erst recht verlangt werden, daß das Kind möglichst ungebrochen in den Geist dieser Familie hineinwachse..."

Blick in die Welt

Weltanschauung und Religion

Religionskrise, Krisenreligionen und die deutsche Jugend. Martin Hieronimi, den wir hier bereits schon einmal zitiert haben (Sp. 84), führt in diesem Aufsatz eine außerordentlich scharfe Sprache gegen die Deutschgläubigen, wie gegen gewisse christliche Kreise (in „Der deutsche Student", Maiheft 1936, S. 197 ff.). Er schreibt: „In der augenblicklichen Krise der Deutschen Glaubensbewegung ahnen wir das nahende Ende von Bemühungen, welche die gärende Kraft eines neuen religiösen Gefühls gerade für gut genug hielten, um eine ‚Organisation' mehr aufzuziehen... Die christliche Jugend unseres Volkes befindet sich heute insgesamt in einer heiklen Lage, und zwar nicht etwa deswegen, weil ihr der Nationalsozialismus religiöse Möglichkeiten nähme, sondern weil sie den schwierigen Versuch zu unternehmen hat, ihr Christentum in seiner konfessionellen Form mit dem neuen Rhythmus der jungen Nation in Einklang zu bringen. In der katholisch-organisierten Jugend beginnt dieser Versuch nach und nach tragische Formen anzunehmen... Der vom Protestantismus ‚auf eigne Rechnung' entfesselte Kirchenkampf umreißt klar und eindeutig, wie wenig eine große christliche Konfession die Schicksalsstunde der deutschen Nation begriffen hat. Das unrühmliche Schauspiel debattierender Pfarrer verglichen mit dem weniger lauten, aber sicher um vieles gehaltvolleren Schaffen der politischen Führer des deutschen Volkes hat großen Teilen der evangelischen Jugend endgültig den Weg gewiesen... Obwohl sich diese Vorgänge Gott sei Dank immer mehr unter Ausschluß der Öffentlichkeit vollziehen, ist man doch manchesmal versucht, im Interesse der Einheit des ganzen Volkes zu fragen, ob sich alle diese ‚Streiter Christi' eigentlich über ihre geringe Wirkung auf die deutsche Jugend im klaren sind. Manche sind es sicherlich, und es sind die besten. Andere aber werden noch lange nicht begreifen, daß im Falle der Entscheidung der völkische Appell jeden jungen Deutschen lebendiger berühren und stärker binden wird, als ein Pfarrerwort es zu tun vermag, sollte es sich auch aus der Offenbarung herleiten... Diejenigen, die immer wieder behauptet haben, der nationalsozialistischen Revolution erst ihren tiefsten Sinn zu geben, resignieren oder verzichten auf eine weitere Mitarbeit in der Deutschen Glaubensbewegung (Reventlow-Hauer), teilweise sogar ‚aus nationalsozialistischen Gründen'. Dem ist nichts hinzuzufügen. Es bleibt aber festzustellen, daß sehr viel junge Kraft, die später einmal eine starke religiöse Befruchtung unseres Volkes hätte bewirken können, in einer Organisation vertan wurde, die heute von ihren Führern verlassen wird... Zieht man die Bilanz, so stellt man fest, daß ihr (der Jugend) bedingungsloses, mit religiöser Inbrunst gesprochenes ‚Ja' zur deutschen Aufgabe durch nichts und Niemanden entwertet wird. Die nach dem Fortfall der alten religiösen Bindungen in ihnen drohende Anarchie ist gebannt durch ihr festes Glaubensbekenntnis zu den Werten der Erde und zu den Aufgaben ihres völkischen Einsatzes."

Der Totalitätsanspruch der jungen Generation. Unter dieser Überschrift macht Dr. Walter Groß im Führerorgan der HJ „Wille und Macht" (1. 5. 36) Ausführungen, die einen bemerkenswerten Beitrag zur Frage des Verhältnisses von Nat.-Soz. und Christentum, Weltanschauung und Religion bieten. Dr. Groß lehnt jene bisher häufig vorgenommene Grenzziehung ab, wie sie etwa unter den Parolen lief: Euch die Kirchen, uns die Kolonnen! Oder: Euch das Jenseits, uns das Diesseits! Oder wie es Dr. Groß formuliert: „Euch die Fanfaren und uns die Orgel, euch die staatliche Gewalt, uns Seele und Geist, euch die Zeit, uns aber alles, was an die Ewigkeit rührt!"

Zu dieser „Arbeitsteilung" erklärt Dr. Groß: „O ja, so könnte es ihnen passen! Aber sie überschätzen unsere Bescheidenheit. Der Nationalsozialismus teilt seinen Anspruch nicht, nicht mit Gegnern und nicht mit gleichgeschalteten Biedermännern. Er hat dem deutschen Menschen eine neue innere Haltung gegeben. Haltung hat nur dann geschichtlich Wert, wenn sie zur Gestaltung führt; und was wir gestalten wollen, das ist freilich die ganze Welt mit all ihren Höhen und Tiefen, mit dem Größten und Kleinsten in ihr, mit dem Zeitlichen und Ewigen, und alles das soll seine Form aus unserem Geiste und unserer Haltung finden.

Deshalb kennen wir keine Grenzen des Stoffs und des Themas für unsere Aufbauarbeit in der deutschen Kultur. Keine Frage, die Menschenherzen bewegt, liegt außerhalb unseres Auftrages. Was nur je aus Welt und Geschichte, aus Himmel und Erde, von Gott oder von Menschen an uns herantreten kann: Auf alles suchen und finden wir Antwort aus dem Reichtum unserer Gestaltungskraft und unserer Erlebnisfülle, mag es das Größte oder das Kleinste sein; und ist unsere Haltung echt, dann wird auf den verschiedensten Gebieten und am verschiedensten Stoff ihr innerer Gleichklang sich tausendmal herrlicher bewähren, als die äußere Gleichschaltung des engherzigen Spießers das je vermag."

Von den Aufgaben der Kritik in unserer Zeit. Über dies Thema ist in letzter Zeit schon sehr viel geschrieben worden. Jetzt wieder referiert H. Ch. Mettin (in „Die Tat", Juni 1936, S. 176 ff.) darüber und wie wir glauben möchten, zutreffend. Seine hier zitierten Sätze treffen aber nicht nur die Besprechung von Büchern, sondern die Stellungnahme zu jeder geistigen, künstlerischen, politischen, religiösen Erscheinung schlechthin. Es gibt kein „zwar-aber" „einerseits-andererseits", „sowohl-als auch" mehr: „Mit zwei Worten läßt sich die Aufgabe des Kritikers umschreiben: ‚Kritisieren heißt entscheiden' und ‚Kritisieren heißt charakterisieren'. — Kritisieren heißt nicht, wie es gegenwärtig häufig beobachtet werden kann, möglichst unverbindlich ein Erlebnis vermitteln, sondern erst das Urteilen, das Entscheiden, das Ja- und Neinsagen adelt die Arbeit des Kritikers. Ein ‚zwar — aber' und ‚einerseits — anderseits' nimmt seiner Arbeit ihren Sinn. Er muß den Mut zur Entscheidung besitzen. Das Ja oder Nein wird sich selten auf das Gesamturteil erstrecken, es werden meist einige Einzelheiten bejaht, andere verneint werden, aber ausschlaggebend ist immer das klare Ja oder Nein. Nur einer eindeutigen Haltung gegenüber kann sich der Künstler stellen. Bei einer klaren Verneinung spürt er im Kritiker den Gegner, den Widersacher, an dem er sich reiben kann. Der Kritiker ist nicht unfehlbar. Außerdem besitzt er wegen seiner Vielseitigkeit, zu der ihn sein Wesen treibt und sein Beruf zwingt, selten eine altersgemäße Abgeklärtheit. Trotzdem wird er entscheiden, auch auf die Gefahr hin, daß er irrt. Ein Goethe verkannte einen Kleist, ein Voltaire sagte, daß der Hamlet von einem besoffenen Wilden herrühre, um nur zwei gewichtige Beispiele aus der Dichtungsgeschichte zu nennen. Warum soll der Kritiker aus Furcht vor einem Irrtum einem bestimmten Urteil ausweichen? Wie jedes Handeln birgt auch das Kritisieren die Gefahr, schuldig zu werden, in sich. Der Kritiker ist ständig der Gefahr ausgesetzt, durch Verkennung wahren Schöpfertums sich bloßzustellen und das Vertrauen seiner Leser zu erschüttern, aber er muß es wagen, jedesmal von neuem seine Haut zu Markte zu tragen. Eine unverbindliche Kritik ist ohne jeden geistigen Einfluß."

*

Aus dem literarischen Leben

Wird das gute Buch verdrängt? Nach einem Bericht des „Berliner Tageblatts" (vom 24. Mai) hat auf dem 36. Abendessen der Vereinigung amerikanischer Buchhändler sich der erfolgreiche Schriftsteller Sinclair Lewis folgendermaßen zu diesem Thema geäußert: „Verfasser und Verleger gehören einer und derselben Gilde an. Er glaube nicht, daß irgend etwas imstande sei, das altmodische, gedruckte Buch zu erdrücken, das sich so wenig geändert habe ‚seit der ersten Gutenberg-Bibel'. ‚Ich glaube nicht' fuhr Sinclair Lewis fort, ‚daß irgendein gerissener Television-Apparat, irgendeine Serie von phonographischen Platten, irgendein geniales Kinkerlitzchen, durch das man die gesammelten Werke Balzacs in einer Zigarettendose mit sich tragen kann, je den Platz des Buches einnehmen wird, wie wir es kennen.' Es sei klar, daß die Leute ihr Radio hören, und ins Kino gehen, anstatt Bücher zu lesen. Aber es seien ‚noch andere Kosaken auf der Landstraße der Literatur', so ‚Nachtlokale, der Enthusiasmus für Autos und für Bridge'. Wenn es sich bewahrheite, daß die ‚Buchleute' unvermeidlich in Zukunft kleinere Gewinne einstecken müßten, so habe das den Vorteil, daß die Leistung steigen müsse und die Verleger nicht mehr daran denken könnten, allerlei minderwertiges und verlogenes Zeug auszubieten."

Der Katholik und seine Presse. Die „Schönere Zukunft" (vom 31. Mai, Seite 933) teilt zu der eben eröffneten Weltausstellung der katholischen Presse im Vatikan, mit: „Das Eingangstor der Ausstellung trägt in allen Weltsprachen die programmatische Inschrift: ‚Was immer man auch zum Sieg der katholischen Sache unternehmen mag, man wird ihn nie erringen können, wenn man nicht die wichtigste Waffe, die Presse, gebraucht. Der Katholik, der es unterläßt, die katholische Presse zu schützen, zu unterstützen, zu verbreiten und zu verteidigen, kann wohl ein wahrer Katholik sein, doch versteht er weder seine Zeit, noch vermag er die Gegenwart klar zu erkennen'." — Wo findet sich auf autori-

tativer evangelischer Seite ein ähnlich richtungsweisendes Wort? Haben wir es weniger nötig, mit solchen Ansprüchen an unsere Glaubensgenossen zu appellieren?

Deutschsprachige Zeitungen im Ausland. Das von Prof. W. Heide besorgte „Handbuch der deutschsprachigen Zeitungen im Ausland" zählt im ganzen rund 1700 deutschsprachige Zeitungen im Ausland. Es ist nun sehr aufschlußreich zu sehen, wie sich diese 1700 Zeitungen auf die verschiedenen Länder verteilen; denn diese Verteilung ist natürlich auch ein Schlüssel für das Maß, in dem die deutsche Sprache in einem Lande gesprochen wird, bzw. für die Größe der deutschsprachigen Bevölkerungsgruppe. Wir entnehmen dem Handbuch folgende Aufstellung von zehn Staaten, in denen die meisten deutschsprachigen Zeitungen erscheinen: Schweiz 444, Tschechoslowakei 249, Österreich 236, Vereinigte Staaten 174, Frankreich 78, Rumänien 75. Polen 71, Brasilien 57, Sowjetunion 40, Argentinien 32.

An der Spitze steht die Schweiz. Dafür sind zwei Gründe entscheidend: erstens zählt die Schweiz zu den zeitungsreichsten Ländern, zweitens zeigt die sprachliche Gliederung der Schweiz, daß von rund 4 Millionen Einwohnern 2,75 Millionen, also etwa 70 %, deutschsprachig sind. Auffallend hoch ist die Zahl der deutschsprachigen Zeitungen in der Tschechoslowakei, wo die Deutschen nur ein Viertel der Gesamtbevölkerung ausmachen; der Anteil der deutschsprachigen Zeitungen an der Gesamtheit der in der tschechoslowakischen Republik erscheinenden Zeitungen ist jedoch wesentlich höher. Gerade an diesem Beispiel zeigt sich der Unterschied zwischen deutschsprachig und auslanddeutsch besonders deutlich; denn viele der deutschsprachigen Zeitungen in der Tschechoslowakei haben ausgesprochen tschechische Tendenz. In Österreich dürften wohl die allermeisten Zeitungen überhaupt in deutscher Sprache erscheinen. An vierter Stelle hinsichtlich der Zahl der deutschsprachigen Zeitungen stehen die Vereinigten Staaten mit 174 Zeitungen. In Brasilien und Argentinien erscheinen verhältnismäßig viele deutschsprachige Zeitungen, was ebenfalls auf die starken volksdeutschen Gruppen in diesen Ländern zurückzuführen ist. Auch außerhalb dieser zehn Staaten gibt es in allen Ecken der Welt deutschsprachige Blätter. So zählt das Handbuch für das Britische Mandatsgebiet Deutsch-Süd-West-Afrika elf deutschsprachige Zeitungen. In Guatemala erscheint eine deutsche Zeitung, in Mexiko sind es vier. Für China nennt das Handbuch fünf deutschsprachige Zeitungen, in Teheran (Iran) erscheint in deutscher Sprache die „Persische Illustrierte Zeitung". Stärker vertreten sind naturgemäß Länder mit größeren volksdeutschen Gruppen, wie Polen, Jugoslawien, Ungarn und Rumänien. (Zitiert nach „Zeitgeschichte" 24. 4. 36.)

Eine authentische Koran-Übersetzung. Die Universität Kairo ist mit den Vorbereitungen zu einer Übersetzung des Korans in mehrere lebendige Sprachen beschäftigt. Zu diesem für die Welt des Islam außerordentlich bedeutungsvollen Werk sollen Sprachgelehrte aus aller Welt herangezogen werden, die gemeinsam mit namhaften Koranlehrern für eine wirklich sinnvolle Übersetzung Sorge tragen sollen. In erster Linie kommen Übertragungen ins Englische, Französische, Italienische und Russische in Betracht, jedoch soll auch die Übersetzung in die Sprachen mehrerer asiatischer Länder erfolgen, in denen das mohammedanische Element eine Rolle spielt. Als Grundlage für alle Übersetzungen hat prinzipiell der Urtext zu dienen. Bereits vorhandene Teilübersetzungen dürfen, da sie durchweg als nicht zuverlässig angesehen werden, nicht einmal zu Vergleichszwecken herangezogen werden. (Nach „Frankf. Ztg." 23. 4. 36.)

*

Forschungen und Fortschritte

Rassenkunde, Graphologie, Schallanalyse und moderne Musikforschung. Auf meine Blicknotiz „Musik als rassenkundliches Forschungsmittel" (Sp. 372) bekam ich aus dem Leserkreis interessante Zuschriften. Dr. Ludwig Krieger (Leipzig) schickte mir einen Sonderdruck über „Artmerkmale an ausländischen Handschriftenproben unter rassenseelischem Gesichtspunkt". Krieger geht von dem Satz aus, daß in der Schreibbewegung „Blut und Rasse über alle Schuleinflüsse" siegen und stellt zwei einheitliche, rassisch bedingte Schreibbewegungen fest: „Wie es keine Handschriftenforschung als solche geben kann, sozusagen im freien luftleeren Raum, ohne Besinnung auf den volkhaften Artwillen, so wenig gibt es eine rein persönliche Schreibbewegung... Neben die beiden Hauptarten treten Mischformen von Handschriften, durch Rassenmischung bedingt." Krieger kennzeichnet die beiden Arten, zu deren erster die Deutschen, Österreicher, die deutsche Schweiz, Teile von Holland, England und Skandinavien gehören, und zu deren zweiten Art die Urbevölkerung von Nord- und Südamerika, teilweise Schottland und Irland, Polen, Tschechoslowakei, Frankreich, Spanien, Griechenland, Türkei usw. gehören, folgendermaßen: „Die Bewegung (der ersten-nordischen Art) verläuft verhältnismäßig langsam, weich, und gleichmäßig druckbetont. Es ist ein Gleiten und Ausschwingen in der Gestalt eines flachen, großen, rechtsgeneigten Nullbogens... Das Schriftbild stellt ein klar begrenztes und natürliches Gefüge dar von schlichter Verbundenheit und flachbogiger, ‚ausgeschriebener' Zügigkeit... Die zweite Art von Schreibbewegung ‚schießt' energiegeladen dahin, mit plötzlichem Einsatz, steter Spannung... Unrhythmische Eile, nahezu hemmungslose innere Motorik, Effekthascherei ohne Eleganz..." Krieger weist in seiner Arbeit darauf hin, daß auch die schallanalytischen Kurven des Leipziger Gelehrten Sievers zu ähnlichen Ergebnissen geführt hätten, ebenso der von uns auf Spalte 372 genannte Hamburger Forscher Heinitz. — Wenn man zu diesen Darstellungen etwas sagen soll, so das: die hier gegebenen Unterscheidungen in den Schrift- oder Lautbildern nach zwei oder drei Haupttypen sind viel zu grob und allgemein gehalten. Aber was vor allem anderen fehlt, das ist die genaue Kennzeichnung der innerseelischen Kausalität und ihre Entsprechung mit den rassischen Typen. F. L. Clauß hat 6 rassenseelische Typen herausgearbeitet, Andere finden nur zwei, wieder Andere finden gar keine Artunterschiede. Es ist alles noch zu sehr im Fluß, und mit bloß intuitiver Betrachtung von Artmerkmalen ist uns nicht geholfen. Da müßte der Anfang gemacht werden.

Auszüge aus einem graphologischen „Wörterbuch". Wilhelm Danz hat im Jahre 1935 ein solches Wörterbuch verfaßt, um, wie er schreibt, „einem Mangel in der graphologischen Literatur abzuhelfen". Wir sind nicht genügend in diese Wissenschaft eingeweiht, um ein gültiges Verdikt zu fällen, aber den Leser wird das Folgende sicherlich interessieren: „Der Buchstabe a ist der Herzbuchstabe. Bestimmte Vorgänge des Lebens finden gleicherweise in allen Schriften ihren Ausdruck in gewissen feststehenden Buchstaben. (Man vergleiche diesen Satz etwa mit den obigen Darlegungen!). Im a gibt sich das Herz kund, einerlei, ob es sich um dessen seelische oder körperliche Vorgänge handelt." Oder: „Der Buchstabe d ist der Ichbuchstabe, d ist persönlicher Buchstabe. Alle die eigne Person treffenden oder betreffenden Ereignisse sind hier niedergelegt." Der Buchstabe e haftet für die Ehe, das g für unser Sexualleben, das f für unsere Lebenskraft! Man wird lächeln, aber so wird es hier dargestellt. Noch andere Geheimnisse werden hier mitgeteilt, etwa diese, daß man z. B. aus der „Verschmierung" der Unterlängen von Buchstaben auf „Darmträgheit" schließen müsse. Wir sehen, wie auf den verschiedensten Gebieten heute eine ganz wilde Phantastik wuchert. Vielleicht interessiert es auch, daß man beim Schreiben unbewußt „Symbole" zeichnet. „Sie erschöpfend anzuführen, ist unmöglich. Was immer den Menschen zutiefst bewegt, kann Bildgestalt gewinnen. Von dem Strick oder dem Revolver des Selbstmörders angefangen bis zu dem Luftschiff, das Graf Zeppelin um seinen Namen zog." Wer erinnert sich da nicht unserer früheren Notiz darüber, daß kühne Handlesekünstler bei Graf Zeppelin Luftfahrzeugen ähnelnde Linien gefunden hatten! Oh, heilige Einfalt, verlaß uns nicht!

*

Wissenschaft und Politik

Geopolitik als Weltanschauung! Wilhelm Seddin, ein (nach seinen Aufsätzen zu urteilen) streitbarer Mann, fällt in seinem Aufsatz „Der Irrweg einer ‚Geopolitik als Weltanschauung'" (in „Das Volk", Mai 1936, S. 59 ff.) in recht ironischer Weise über einige Kernsätze geopolitischer Betrachtung her: „Deutschland weist zahlreiche Landschaften auf. Diese Tatsache ist für die ‚Geopolitiker' zu gewöhnlich, zu hausbacken, um ohne weiteres hingenommen zu werden. Die einzelnen Landschaften werden deshalb in geopolitischer Betrachtung zu einem ‚Mikrokosmos im Makrokosmos des Reiches', wie in einer Zeitschrift für Geopolitik zu lesen war. Aus Bergen, Flüssen, Seen, Tälern werden geheimnisvolle Wesen, die zauberhafte Kräfte ausstrahlen. Was bedeutet schon einem zünftigen ‚Geopolitiker' eine Maingegend oder eine Elblandschaft. Aus diesen harmlosen, einfachen Arme-Leute-Begriffen werden zuerst ‚geopolitische Räume'. Dies sieht dann etwa so aus: ‚Der Fluß mit seinen Nebenflüssen und Tälern, d. h. mit seinem Einzugsgebiet, schafft um sich her den Raum, in dem alle Kräfte durch ihn bestimmt sind, so daß er die Mittellage, die Achse bildet.'... Wer etwa glaubt, daß es die Habsburger waren, die eine antideutsche Politik trieben, irrt sich gründlich: ‚Im Sü-

den weist der Lauf der Donau aus dem Reichsraum hinaus und arbeitet einer Zusammenfassung entgegen'. Die böse Donau! Endlich ist der Schuldige gefunden! Nicht die Habsburger und andere feindliche Kräfte sind ein Hindernis an der Zusammenfassung der Deutschen gewesen, sondern die schöne blaue Donau, die sich sonst stellenweise so unschuldig gebärdet. Es war ein sträflicher Leichtsinn vom lieben Gott, daß er vor Erschaffung der Welt nicht einen geopolitischen Lehrkurs besuchte. Denn schließlich erschuf er die Völker, die es immer wieder an ‚raumpolitischen' Rücksichten fehlen lassen. Da hat man z. B. den Rhein, der die schönste ‚geopolitische' Grenze darstellt. Trotzdem wohnen auf beiden Ufern Deutsche. Inmitten des böhmischen ‚Raumes' wohnen Tschechen. An den Rändern dieses ‚Raumes' aber leben in breiten Streifen Millionen Deutsche, die Gefahr laufen, wegen Nichtbeachtung ‚raumpolitischer Gesetze' von gewissen ‚Geopolitikern' eine Rüge zu erhalten.

Wie schön hat es Frankreich. Ein ‚Geopolitiker' erzählte kürzlich, Frankreich habe ‚einen natürlichen Zentralraum' im Pariser Becken, von dem die Flüsse ausstrahlen. Deshalb habe das französische Reich ‚eine außerordentliche organische Festigkeit im Innern'. Deutschland hätte aber keinen solchen natürlichen Zentralraum, keinen Reichskern, keine kraftausstrahlende Mitte. Der Betreffende hat leider noch nicht gemerkt, daß unser ‚Reichskern', unsere ‚kraftausstrahlende Mitte' in der deutschen Volksgemeinschaft liegt und nicht in eingenebelten, geographischen Vorstellungen. Diese Volksgemeinschaft besteht, trotzdem unsere Flüsse nicht zu einem großen Planschbecken zusammenlaufen. Ob der Deutsche in einer bayrischen Felsgemeinschaft, in einer rheinischen Weingemeinschaft, in der Lüneburger Heidegemeinschaft oder in einer norddeutschen Ostseegemeinschaft ist, ist von sekundärer Bedeutung. Wir brauchen auch keinen ‚Harzraum' als ‚oberstes Reichsgebiet', wie sich ein ‚Geopolitiker' dies vorstellt."

Geistige und körperliche Schulung. Sprichwörter sind in ihrer Prägnanz einseitig; sie zeichnen Idealfälle. So ist es eine Täuschung, wenn man von dem Satz ausgeht, daß in einem gesunden Körper auch ein gesunder Geist stecken müsse oder umgekehrt argumentiert: daß in einem kränklichen Leib mit Notwendigkeit ein schwacher, leistungsunfähiger Geist wohne. Die Reform der Hochschule hat hier manches gutzumachen. In diesem Sinne liest man mit Zustimmung einige Sätze in Hartnackes neuestem Werk „Die Ungeborenen" (J. F. Lehmann, München): „Wir müssen uns über folgendes klar sein: Schulung dessen, was zum Kampf im engeren Sinne gehört: Kraft, Gewandtheit, Härte, Einsatzbereitschaft gehören in erster Linie ins Heer, in die Kampf- und Wehrverbände, in den Arbeitsdienst. Die Wissenschaftshochschule soll gewiß auch ihrerseits im Rahmen ihrer Kräfte, Möglichkeiten und Mittel diesen Zielen dienen, aber das bestimmende, wesentliche, unerläßliche Ziel der Hochschule ist ja wohl das: sie soll die Stätte sein, wo das junge Geschlecht mit dem Inhalt der wissenschaftlichen Lehre und dem Rüstzeug der wissenschaftlichen Forschung ausgerüstet wird. Dies Ziel muß voll erreicht werden, oder es ist mit Deutschlands Anspruch vorbei, mit seinem Leben und Dasein gleichzeitig die höchsten Menschheitsgüter zu verteidigen; vorbei mit der Aussicht, den Leistungsvorsprung zu sichern zum Ausgleich für den Verlust an Sachwerten, vorbei mit der Erfüllung des tiefsten inneren Wesens des Menschen, seiner Aufgaben des Forschens, des Suchens, des Deutens, des Verehrens, des künstlerischen Gestaltens. Darum muß zur Hochschule zugelassen werden, was hervorragend geistig und menschlich wertvoll ist, auch wenn körperliche Unbegabtheit oder Minderbegabung damit verbunden sein sollte. Es mag mit Recht fernbleiben, was körperlich mäßig ist und auch geistig nichts Wertvolles in die Waagschale zu werfen hat. Die Wissenschaftshochschule hat Treuepflicht gegenüber der Wissenschaft. Sie kann nicht ausschließlich oder vordringlich verwiesen werden auf Aufgaben, die als bedeutsame und unerläßliche Ziele den politischen Führerschulen gestellt sind. Und nachdem die Wehrpflicht für die Wehrausbildung auch des letzten Volksgenossen sorgen wird, darf die Hochschule sich jetzt wieder um so entschiedener ihren eigentlichen Aufgaben zuwenden."

•

Statistik

Deutsch-evangelisch in Kanada. Das Jahrbuch „Auslandsdeutschtum und evangelische Kirche", das von D. Ernst Schubert herausgegeben wird, enthält in seiner Ausgabe für 1935 einen Aufsatz von Heinz Lehmann über Kanada. Danach gibt es in den östlichen Staaten dieses Landes ein lebendiges Deutschtum von rund 90 000 Köpfen, während für Westkanada eine Zahl von 260 000 angegeben wird. Auf die verschiedenen Konfessionen verteilt, ergibt sich für Westkanada folgendes Bild: 90 000 Lutheraner, 70 000 Mennoniten, 10 000 Glieder sonstiger deutsch-protestantischer Kirchenkörper, im ganzen also 170 000 Angehörige deutsch-evangelischer Kirchen. Dazu kommen 70 000 Katholiken. Der Rest von 20 000 ist inzwischen zu protestantischen Kirchen angelsächsischer Prägung oder zu Sekten übergetreten. Der Aufsatz bringt zum Schluß eine genaue Zahlenübersicht, die auch erkennen läßt, aus welchem Jahr die verschiedenen zahlenmäßigen Aufstellungen stammen. Etwas Endgültiges wird sich freilich gerade in Kanada kaum sagen lassen, da das dortige Deutschtum ähnlich wie in der Vereinigten Staaten keine feste Größe ist, sondern immer wieder Wandlungen unterworfen ist. Nicht wenige Deutsche geben ihr Deutschtum schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit auf. So ist das kanadische Deutschtum eine Übergangserscheinung, dem man nur dann eine Zukunft zuerkennen kann, wenn für dauernden Nachschub durch regelmäßige Neueinwanderung Sorge getragen wird. („Ev. Beob.") —oh—

Bücher und Schriften

Furcht und Liebe im palästinensischen Judentum. Von Reinhold Sander. Stuttgart, Kohlhammer. 1935. 170 S. 9 Mk.

Eine fleißige und kundige Arbeit zur jüdischen, zumal spätjüdischen Frömmigkeit und Theologie. S. kommt aus der Schule Dalmans und hat diese Untersuchung unter Anregung und Anteilnahme G. Kittels gearbeitet. Von den beiden Teilen des Buches bringt der erste neben der Darstellung der historischen Vorstufe den begriffsgeschichtlichen Unterbau: Furcht und Liebe vom Deuteronomium bis zu den Psalmen Salomos. Der zweite betitelt sich: Furcht und Liebe im Rabbinismus.

Den Ausgangspunkt bot der Mischnatraktat Sota, der folgende Erzählung bringt: R. Jehoschua b. Hyrkanos lehrte: Hiob diente Gott nur aus Liebe (d. h. nicht aus Furcht). Die Gemara berichtet dann einen Ausspruch R. Meirs dazu, demzufolge sowohl bei Abraham wie bei Hiob die Gottesfurcht aus der Liebe kam. Von Raba wird dann mitgeteilt, daß er zwei Schüler für gleich fromm erklärte, aber den einen der Furcht, den andern der Liebe als Motiven für ihr Frommsein zuwies. S. weist nun nach, daß Reflexion über das Verhältnis von Furcht und Liebe erst in der rabbinischen Phase einsetzte. Beachtlich für den Vergleich zum N. T. ist die Feststellung, daß etwa zur Zeit Jesu bei den Rabbinen die Liebe nicht nur das höhere Motiv, sondern geradezu eine besondere Art von Frömmigkeit gegenüber der Furcht bedeutete. Anderenorts sah man aber das Nebeneinander beider im Menschenherzen als den rechten Zustand an. Adolf Wendel

Kosmos und Aion. Von Lic. Richard Löwe. (Neutestamentl. Forsch. III, 5) Gütersloh 1935. C. Bertelsmann. 161 S. Kart. 4 M.

Zunächst wird das Verständnis der „Welt" in der Umwelt des Neuen Testaments im Griechentum (besonders wertvoll!) und Judentum dargestellt. Nach dieser Vorbereitung wird das neutestamentliche Weltverständnis in der neuen Ethik (Bewertung und Entwertung der Welt, Sieg über die Welt in Abwehr und Angriff), das Verhältnis der Gemeinde oder Kirche zu dem soziologischen Gebilde Welt (aus der Welt genommen, in die Welt gesandt, mit der Welt vermengt) und die Endlösung in dem Hereinbruch einer neuen Welt und einer ewigen Vollendung erörtert. Dabei sucht L. das Zeugnis des N. T. möglichst in einer Linie zu sehen. So wird auch nicht versucht, die Botschaft Jesu aus der Verkündigung der Urgemeinde in den Evangelien zu lösen. Das kurze Schlußkapitel befaßt sich mit der gegenwärtigen Lage und Aufgabe. Es wird von der Kirche das volle Zeugnis biblischer Offenbarung über Welt, Volk, Mensch, Leib und Seele gefordert. Aber kann z. B. die Eschatologie (Apokalypse!) unmittelbar in die Gegenwart übernommen werden? Haben wir nicht in einer bald 2000jährigen welt- und kirchengeschichtlichen Entwicklung, in einer ganz neuen Situation auch neue Erkenntnisse von Gott her empfangen? Muß nicht wie überall in der Bibel so besonders hier zwischen Vergänglichem und Bleibendem unterschieden werden? Dies tut L. bisweilen auch selbst. Die Gegenwart verlangt dringend danach, die religiös-sittliche Haltung des Christen zur Welt (Weltbejahung und Weltverneinung usw.) aufzuzeigen und zu klären. Hierzu durch die Darlegung des N. T.lichen Weltverständnisses einen grundlegenden Beitrag gegeben zu haben ‚bleibt das Verdinst L.'s.

Hermann Steiner

Józus és Mária ereklyéi. (Die Reliquien von Jesus und Maria). Von Ludwig Szimonides. Selbstverlag, Budapest. 1933, 349 S.

Abseits von den Theologie und Kirche heute bewegenden Fragen hat Szimonides ein umfangreiches Werk über den Reliquienkult, vor allem über den Kult der angeblich von Jesus und Maria herrührenden Reliquien, und die damit im Zusammenhang stehenden historischen, dogmatischen und religiösen Fragen in magyarischer Sprache herausgegeben. Angeregt zu dieser Arbeit wurde er durch seine Beschäftigung mit dem Leben Jesu, die ihn zwang, auch der Frage nachzugehen, ob Reliquien von Jesus und Maria überhaupt vorhanden sein könnten. Das Ergebnis ist — wie nicht anders zu erwarten war — vollständig negativ. Der positive Ertrag der langjährigen und mühseligen Arbeit jedoch besteht darin, daß hier fleißig alles einschlägige Material zusammengetragen ist, in einer Vollständigkeit, wie bisher weder von katholischer noch von protestantischer Seite. Es kann sich naturgemäß nur um die Sichtung und wissenschaftliche Wertung der schriftlichen Überlieferungen über die Reliquien handeln. Sie im einzelnen zu beurteilen „ist in der Regel nicht nötig, weil die Daten für sich sprechen und ein klares Bild geben: je mehr und Handgreiflicheres Überlieferung und Kirche bieten möchten, in eine um so unhaltbarere Lage geraten sie und sind gezwungen, sich auf desto unwahrscheinlichere Angaben zu stützen." Begrüßenswert ist der Hinweis, daß die Reliquien Jesu und Marias in den ersten christlichen Jahrhunderten wegen des Auferstehungs- und Himmelfahrtdogmas gar nicht gesammelt werden konnten und der Reliquienkult erst im 3. und 4. Jahrhundert auf legendärem Grunde entstanden ist. Die Untersuchung führt zu dem Ergebnis, daß der Reliquienkult wohl ein Niederschlag des heidnischen Volksglaubens ist, der auf diesem Wege Eingang und Zuflucht im Christentum gefunden hat, der aber überall dort, wo es sich um die Verehrung und das Andenken solcher Ahnen, Helden und Heiligen handelt, die auf größere Gemeinschaftskreise gewirkt haben, nicht ohne weiteres als primitiver Glaube angesehen werden muß, sondern als Begleiterscheinung höherer Religion gewertet werden kann, weil er in einem allgemein menschlichen Gefühl wurzelt. Wenn nun aber Protestantismus und Katholizismus heute in dieser Wertung des Reliquienkultes in der Theorie übereinstimmen, so bleibt doch der Unterschied bestehen, daß die evangelische Kirche an dem Grundsatz von der „Anbetung im Geist und in der Wahrheit" festhält, während die katholische Kirche den Reliquienkult in der Praxis nicht nur duldet, sondern dazu in einer Weise aneifert, die sich im immer größeren Zustrom der Pilgerscharen zu den heiligen Orten (z. B. Trier) zu erkennen gibt. Vielleicht war dies mitbestimmend für die Herausgabe des umfassenden Werkes, von dem wir nur bedauern, daß es in einer wenig bekannten Sprache geschrieben ist. Eine Übersetzung, vor allem ins Deutsche, wäre sehr zu wünschen, um so mehr, als Szimonides sich in seiner bisherigen schriftstellerischen Tätigkeit eng an die deutsche Wissenschaft anschloß und auch dieses Werk in der Hauptsache die Ergebnisse deutscher Wissenschaft (Arbeiten von J. H. Schütz, M. Brückner, H. Raschke, Fr. Pfister, Ernst v. Dobschütz, E. Lucius, P. Thomsen, L. Isenkrahe u. a.) aufgreift und weiterführt. Hans Roth

Menschen der Bibel. Band 1: Johannes, der Jünger Jesu, von E. F. Klein; Band 2: Maria, die Mutter des Herrn, von Anna Katterfeld; Band 4: Abraham, von Hans Dannenbaum; Band 5: Jesaja, von Jakob Kroeker. Berlin 1935, Acker-Verlag. 48—64 S., kart. 0.60 M.

Bekannte Gestalten der Bibel sollen durch diese volkstümlichen von einer wissenschaftlichen Kritik unberührten Darstellungen dem Leser nahe gebracht werden. Die drei ersten Hefte suchen teils durch phantasievolle Ausmalung (Maria), teils durch theologisch-psychologische Ausdeutung (Johannes), teils durch symbolisch-erbauliche Betrachtung (Abraham) ein farbiges Bild der betr. Persönlichkeit zu geben. Von ihnen hebt sich das Heft von Kroeker über Jesaja wohltuend ab, durch ruhige Sachlichkeit und wissenschaftliche Haltung und gibt einen guten Einblick in das von tiefer Gottes- und Weltschau getragene Wirken des Propheten und die politischen Verwicklungen seines Volks mit den Großmächten jener Zeit. Johannes Jansen

Die Reformation. Von Herbert Schöffler. Einführung in eine Geistesgeschichte der deutschen Neuzeit. (= Das Abendland. Forschungen zur Geschichte des deutschen Geisteslebens, herausgeg. von demselben, 1. Bd.) Bochum-Langendreer, Heinrich Pöppinghaus 1936. 106 S. 2.30 M.

Das Buch gipfelt in der durch eine Karte illustrierten „verblüffenden" Feststellung: „Sämtliche Territorien, die sich 1530 vor das aus der traditionslosen Wittenberger Hochschule entsprossene Augsburger Bekenntnis stellen, sind universitätslos, entbehren der wissenschaftlichen Tradition." In den folgenden Kapiteln wird gezeigt, wie der Kampf gegen die Wittenberger Reformation sich in den älteren Universitäten, angefangen mit Leipzig, Frankfurt a. O., Erfurt, konzentriert und wie im weiteren Verlaufe des konfessionellen Kampfes die Universitäten von größtem Einfluß sind, z. B. die Stellungnahme der Regierenden vielfach von der der Landesuniversität abhängig ist. Den Unterbau liefern die vorhergehenden Kapitel. Sch. betont die Lage Wittenbergs im „kolonialen Vorgelände", fern der hinter dem Limes liegenden Zone deutschen Lebens, die von mittelmeerischer Kultur durchdrungen war, aber auch „außerhalb aller Zone eigentlich deutschen Geschehens" — von Franken zur Nordsee —, einer „Gründung" auf gerodetem, erst vor kurzem fremdem Volkstum abgerungenem Boden, an der Grenze deutscher Sprache, in der Nachbarschaft und Umgebung von Wenden, in termino civilitatis, am Ende der Kultur, wie Luther selbst gesagt hat; hätte man sich noch ein wenig weiter östlich niedergelassen, wäre man mitten in die Wildnis, in mediam barbariam, hineingeraten. Sch. hebt ferner hervor, daß Wittenberg „ein Landstädtchen ohne Patriziat" gewesen sei, ein Ackerbürger- und Handwerkerstädtchen von etwa 2500 Einwohnern, das erst kurz vor 1300 Stadtrecht erhalten habe; die „Geschlechter" haben anderwärts sich der Reformation entgegengestellt, hier brauchte dieser Widerstand nicht erst überwunden zu werden. Wie diese beiden Kapitel zusammengehören, so auch die beiden folgenden „Die Hochschule ohne Tradition" und „Die jugendlichste Fakultät", aus denen klar wird, was es dem im Jahre des Thesenanschlags 34jährigen Luther erleichterte, nicht nur die theologische Fakultät, sondern die ganze Wittenberger Universität mit fortzureißen, und wie der bei seinem Antritt im Spätherbst 1518 21jährige Melanchthon in Kürze der anerkannte Führer der philosophischen Fakultät werden konnte, und wie es kam, daß die wissenschaftlich reformerische Bewegung, die von der Wittenberger Universität ausging, eine erstaunliche Geschlossenheit und Stoßkraft zeigt.

Vielleicht sind diese einleitenden Kapitel das Wertvollste in diesem höchst anregenden, aus dem Vollen schöpfenden, geistreichen Buche. Es ist das gute Recht des Verfassers, daß er die neuen Beobachtungen, die er gemacht hat, mit starker Akzentuierung und einer gewissen Einseitigkeit vorträgt. Mehreren kritischen Einwänden kommt er mit Glück und Geschick zuvor. Aber war auch das zu den Unterzeichnern der Augustana gehörende Nürnberg „ohne Wissenschaftstradition"? Otto Clemen

Luthers Lieder. Theologische Auslegung. Von Christa Müller. Mit einem Vorwort von Martin Niemöller. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1936. 95 S. 2.80 M.

In dankenswerter Weise hat die Verfasserin aus Luthers Liedern, besonders unter Heranziehung von Predigten des Reformators, den theologischen Gehalt herausgearbeitet. Wenn jedoch ihre Absicht war, die Lieder dadurch dem deutsch-evangelischen Volke näher zu bringen und werter zu machen, so darf wohl bezweifelt werden, daß sie das erreicht habe. Sie sagt ganz richtig S. 21: „Wie ganz anders standen die Reformatoren zum Dogma als der heutige ... Christ: was heute in diesen Liedern ‚dogmatisch' anmuten und darum abstoßen mag, das war für Luther gerade das Lebendige und Herrliche an diesen Liedern; das Dogma ist ihm nichts von Gelehrtenköpfen Erdachtes, Weltfremdes, Poesieloses, sondern Dogma ist ihm Gemälde und Gesang der frohen Botschaft, ist Verkündigung ..." Ein methodischer Fehler ist es, daß die Verfasserin — bewußt — nicht unterscheidet zwischen den Liedern, die Luther nach Vorlagen oder als Übersetzungen, und denen, die er frei gedichtet hat. „Nun komm, der Heiden Heiland" und „Komm Gott, Schöpfer, heiliger Geist", die schwerfällige Übersetzungen von Hymnen des Ambrosius und Gregors des Großen und z. T. ohne diese Vorlagen unverständlich sind, sollten nicht als „Lieder Luthers" gewertet werden. Wie die Verfasserin bedauert, daß das erstere Lied nicht im „Neuen evangelischen Gesangbuch für Brandenburg und Pommern" steht, aber wie die Zeit überhaupt vieles zurechtbringt, Scheinwerte sinken und echte Werte obsiegen läßt, so haben auch unsre Gesangbücher mit Aufnahme und Ausschluß von Liedern Luthers die rechte Auswahl vollzogen. Otto Clemen.

Kritische Kirchengeschichte von Askan Schmitt, Weimar 1934, Selbstverlag des Vf. 53 S. 1.20 M.

Der Verfasser setzt sich „unmaßgeblich-subjektivistisch" für eine deutsch-evangelische Einheitskirche ein, in der „die reine Jesuslehre, befreit von allerlei Efeugerank römischer, wittenbergischer

und sonstiger Theologien dem deutschen Volk wieder sichtbar wird". Um uns diese Lösung der Kirchenfrage plausibel zu machen, sagt er uns auf 53 Seiten „durchaus subjektivistisch" durch die 19 Jahrhunderte der christlichen Kirche. Er gießt seinen Spott aus über das sog. Athanasianum und die Augsburger Konfession, schildert uns die großen Persönlichkeiten in einer Einseitigkeit, die nicht zu überbieten ist, sagt zwischenhinein der Kirche manche bittere Wahrheit (z. B. über die Feier des Augustana-Jubiläums 1930) und gibt schließlich einige Übersicht über die kirchlichen Wirren der letzten Jahre. Der wissenschaftliche Wert dieser Schrift? Aber darauf erhebt der Vf. selbst keinen Anspruch. Ihr religiöser Wert? Sehe jeder selbst zu, ob er aus diesem oft in burschikosem Ton abgefaßten Heft einen inneren Gewinn hat. Die Kirche aber sollte selbst aus solcher Kritik lernen. Martin Eger

Die Theologie am Scheidewege. Von Gerhardt Kuhlmann (Sammlung gemeinverständlicher Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte 178) 1935, Mohr, Tübingen. 44 S. 1.50 M.

Es mag nicht leicht sein, der Schrift Kuhlmanns gerecht zu werden. Seine selbstsichere Verkündigung der notwendigen Liquidation der Theologie zu Gunsten einer ontologischen Philosophie, die der Theologie ihren Gegenstand fortgenommen habe und die Vollenderin der Theologie geworden sei, ist in all seinen noch so subtil-philosophischen, keinesfalls „gemeinverständlichen" Analysen nicht klar und deutlich genug begründet, um überzeugend zu wirken. Es bleibt nach aller redlich sich mühenden Durcharbeitung dieser Analysen der Anstoß bestehen, den ein ruhiges kritisches Denken an mancher radikalen Formulierung Kuhlmanns nimmt. Wenn da von der „Unmöglichkeit der Orthodoxie" wegen „Unglaubwürdigkeit der übernatürlichen Dogmen" geredet wird, und von „liberaler Theologie" als „Sittlichkeit mit ihrer gefühlsbetonten Verbrämung". Oder wenn es heißt: „Der Katholizismus ist die Erfüllung aller Religion." Oder: „Die Daseinsanalysen(!) haben die Dogmen, die im Verlaufe der christlichen Geschichte aufgestellt(!) wurden, restlos aufgesogen." Es scheint mir der Grundfehler der Ausführungen Kuhlmanns darin zu liegen, daß er den primären und letztlich einzigen Weg zur religiösen Erkenntnis, der in der religiösen Erfahrung gegeben ist, unbeachtet läßt und darum den sekundären Charakter alles Theologisierens und religiösen Philosophierens verkennt. Es ist bezeichnend, daß der „kurze Gang durch die Geschichte", den er der Darstellung „des Zersetzungsprozesses der Theologie" vorausschickt, bei Kant, Hegel, Kierkegaard, Feuerbach usw. länger verweilt, aber, abgesehen von flüchtiger Erwähnung, an Schleiermacher vorbeiführt. Trotzdem bleibt für den Theologen die Notwendigkeit bestehen, sich mit dieser so radikal aller Theologie, auch der Barths, an den Kragen gehenden theologischen Streitschrift auseinanderzusetzen. Hans Heyn

Rasenplan. Von Karl Hoinkes. Ein Versspiel. Ein Bild aus der Geschichte der evangelischen Gemeinde Bielitz. Bielitz, Brüder Hohn. 1935. 74 S.

Nach einer alten Überlieferung fanden sich im Zeitalter der Gegenreformation die Geheimprotestanten der im ehemaligen österreichischen Schlesien gelegenen Stadt Bielitz auf dem Rasenplan, einer Wiese im benachbarten Waldgebirge, zu Buschgottesdiensten zusammen. Hoinkes schildert eine solche Zusammenkunft der Vorfahren. Die Begebenheit ist frei erfunden, aber von historischem Standpunkt angesehen durchaus wahr. Der Sachverhalt ist kurz folgender: Durch ein Unwetter, das den Zugang zum Rasenplan erheblich erschwert hat, lassen sich die Bielitzer Geheimprotestanten nicht abhalten, zu festgesetzter Stunde sich daselbst einzufinden. Unter einem Felsen holen sie Kruzifix, Kelch und zwei Leuchter hervor, die der Küster auf dem Altarstein aufstellte. Der Prädikant wird mitten in seiner Predigt durch den Ruf der von den Bäumen schauenden Späher unterbrochen, daß Gefahr im Verzug sei. Rasch wird der Altarstein abgeräumt, die Altargeräte verschwinden. Die Gottesdienstteilnehmer finden einen sicheren Schlupfwinkel. Als der Sekretär mit dem Feldwachtmeister und einigen Soldaten eintrifft, findet er die Stätte leer; die Soldaten greifen nur einen Burschen auf, der in Ketten abgeführt wird, weil er nicht in Abrede stellt, daß er „Ein' feste Burg" vor sich gesungen habe. Die Nachricht, ein Bär sei in der Nähe, bestimmt den Feldwachmeister mit seinen Soldaten das Waidmannsheil zu versuchen. Die Evangelischen kommen aus ihrem Versteck hervor und ziehen auf verschiedenen Pfaden heim, aber der Prediger will im Hause eines Bielitzer Bürgers trotz der Gefahr einen Nachtgottesdienst mit Abendmahlsfeier halten. Die unmittelbare Schilderung des Stückes wird durch die scharfe Kennzeichnung der unterschiedlichen Charaktere der handelnden Personen erheblich erhöht. Das Versspiel ist geeignet, auch das historische Interesse für eine Ehrenzeit des Protestantismus wachzuhalten. Karl Völker

Neuer Anfang aus Gott. Von Hans Wenn. 60 S. —.80 M. — **Gefährlich Leben.** Von Hans Schomerus. 73 S. 1.20 M. Beide Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1935.

Die beiden Verfasser haben sich gegenseitig auf den Umschlagsseiten eine Reklame-Notiz geschrieben; das wirkt auf feinfühlige Leser nicht gerade anziehend. Doch lasse man sich auch nicht allzu sehr dadurch abschrecken; in den beiden Büchlein steckt schon etwas! Starke, oft einseitige Bindung an ausgeprägtes Luthertum, schroffe Ablehnung alles Idealismus und „Säkularismus", konservativ-völkische Gesinnung sind Beiden gemeinsam. Von dieser Grundlage aus wendet sich Wenn an die Suchenden und Zweifelnden, während Schomerus (der Bedeutendere von Beiden!) mittels eines neu erfaßten Schöpfungsglaubens die nur im Sinne Luthers zu überwindende Gefährdung unserer Existenz aufweist. Auch wer der Gesamthaltung der Hefte mit Bedenken gegenübersteht, wird den gesammelten Ernst der Ausführungen gern auf sich wirken lassen. Hans Schlemmer.

Predigtmeditationen. Von Julius Sammetreuther. München 1935. Chr. Kaiser. 277 S. 4,60 und 5,60 Mk.

Zuerst in der Zeitschrift „Pastoral-Theologie" erschienen. Sie umfassen die altkirchlichen Episteln und die Eisenacher (neuen) Evangelien. Wir können es nur dankbar begrüßen, daß sie durch diese Buchausgabe weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. Denn sie stellen zweifellos eine Spitzenleistung der von der „heutigen" — soll heißen „dialektischen"! — Theologie bestimmten Predigtpraxis dar. Diese berührt uns hier in ihrer ganzen Stärke. Eine Stärke freilich, die, wie so oft, auf bewußter und gewollter Einheitlichkeit beruht. Und darin treten uns zugleich nicht minder eindringlich ihre Schwächen und Gefahren entgegen. Die Stärke begnügt sich am greifbarsten in den Predigtstoffen, die auf Entscheidung drängen. Das Entweder — Oder der religiösen Krisis in die das Evangelium führt, wird kompromißlos bejaht. Aber: Alles von Gott — und Gott nur im Wort — und die natürliche Welt mit all ihrem besten und lautersten Streben und Mühen restlos im Argen — das ist nicht nur eine lähmende Monotonie, die sich durch all diese Meditationen hinzieht; möchte aber sein, wenn es dem Evangelium gemäß wäre! Aber es ist von einer Härte und führt zu einer Überheblichkeit des Urteils, die nicht dem Evangelium gemäß ist. Ich weiß mich mit der hier waltenden Frömmigkeit einig im ewigen Ziel, darum auch in dem von daher gebotenen religiösen Ernst des Lebens. Aber weil und so lange ich von Gott an diese Zeitlichkeit gewiesen und gebunden bin, kann ich mich nicht in die gleiche Enge fügen. „Wirklichkeitsnahe" wollen die Meditationen sein. Die göttliche Wirklichkeit begegnet mir nun einmal nicht ausschließlich im biblischen Wort. Weder im geschriebenen, noch viel weniger im kirchlich verkündigten. Mein Vaterland — ich meine das Vaterland der Seele, das wir doch auch nach dem Evangelium nicht erst im Jenseits suchen und finden sollen — mein Vaterland muß größer sein.
Paul Gastrow

Wir wandeln im Glauben, nicht im Schauen. Antwort auf W. Hauers „Deutsche Gottschau". Von Hans Joachim Iwand. München 1935. Kaiser. 32 S. 20 Pf., in Mengen billiger.

Das Heftchen, ein Sonderdruck aus der „Evangelischen Theologie", bekämpft Hauers Ansichten auf die Weise, daß sie als notwendige Konsequenzen verderblicher „christlicher" Irrtümer nachgewiesen werden. Der Hauptirrtum ist die Synthese zwischen deutschem Idealismus und christlichem Glauben; „diese Synthese ist der Verrat am christlichen Glauben, nicht weil es ‚deutscher' Idealismus ist, sondern weil es deutscher ‚Idealismus' ist." Angesichts derartiger Äußerungen kann man die Befürchtung nicht unterdrücken, daß die Lektüre des Heftes manche Leser, namentlich jugendliche, zu Hauer hin-, statt von Hauer forttreiben könnte. Hans Schlemmer

Natur als Offenbarung. Von Konrad Guenther. Stuttgart 1935, J. F. Steinkopf. 126 S., 2.40 M.

In prächtigen Bildern: Die Schöpfung — Der Heiland — Die Christenheit — Die Schönheit — Die Ordnung — Das Leiden — Unterworfen ohne ihren Willen — Die Vergänglichkeit — Sehnen und Hoffen — Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe — zieht das große Schöpfungsbild an unserem Auge vorbei.

Auf leuchtenden Pfaden folgen wir der Natur an der Hand eines großen Naturforschers. Über allem Bücherwissen hinaus ersteht hier ein Bild der Natur von so reiner und strahlender Größe und Schönheit, wie es dem Auge des heutigen Menschen sonst verschlossen ist. Nur wahre Liebe zur Heimatnatur kann solche herrlichen Bilder zeichnen!

Aber vorbehaltslos werden uns auch die „Schattenseiten" in der Natur, das Leiden, die Vergänglichkeit gezeigt. — Da wir in Christus das „Ich glaube, daß Gott die Welt geschaffen hat" aussprechen können, wir nicht nach Belieben in diese Welt gehen, sondern uns von Gott in sie hineingestellt wissen, nehmen wir die Natur dankbar und freudig aus Gottes Hand. Darin bedeutet dies Buch uns nicht nur einen Hinweis, wie der Christ die Natur zu sehen hat, sondern es ist schon, wenn wir es lesen, als spräche die Natur in ihrer gewaltigen Sprache selbst zu uns. Die meisterhafte Sprache Guenthers läßt uns die Natur zu einem tiefen, reinen Erleben werden. — Aber da ist noch ein weiteres Anliegen des Verfassers. Er will uns zeigen, wie notwendig wir mit der Natur verbunden sind, wenn sie für uns Gottesschöpfung ist. — Wird sich rechtes Christentum und verantwortungsbewußtes Leben in dieser Welt und damit in dieser deutschen Heimatnatur zusammenfinden, dann wird die Natur zu einem tiefen Quell für uns werden. Dies ist die hohe Aufgabe dieses Werkes; Natur als Offenbarung, zugleich aber auch die Aufgabe jeder christlichen Lebenshaltung und Erziehung. Ernst Karl Rößler

Der Kampf um den Menschen in Natur, Mythos, Geschichte. Von Otto J. Hartmann. München u. Berlin 1934, R. Oldenbourg. 309 S. geh. 7.50 M.

Ein außerordentliches Buch, das wie in einem Spiegel die jüngste Denkbewegung einfängt und sie weitertreibt. Ort des Buches ist jene zweite, zumeist unterirdische Linie abendländischer Metaphysik, die mit der Herübernahme neuplatonischen Gutes im Mittelalter einsetzt, die deutsche Mystik hervorbringt und später durch Namen wie Böhme, Swedenborg, Novalis und Schelling, Bachofen und Nietzsche gekennzeichnet ist. Von Neueren wirken vor allem nach: Steiner, Klages, die Ostkirchler Solovjeff und Berdjajew. Aber es handelt sich um mehr als ein Kompendium, obwohl diese Gefahr nicht ganz vermieden ist, die Fülle der Stoffe und Gesichtspunkte zuweilen die Einheit des Gedankens aufzusprengen droht. Oft werden am Rande Dinge gesagt, deren weitere Entfaltung dringend zu wünschen wäre, nicht nur weil sie dem Ganzen zugute kämen, sondern weil sie darüber hinaus von prinzipieller Bedeutung sind. Ich meine etwa, was über den Intellektualismus der Theologie gesagt ist; die Theologie, heißt es, arbeite heute mit den gleichen Kategorien wie die exakten Wissenschaften, woraus sich ihre wachsende Seinsferne erklärt. — Im Zentrum steht der Mensch als „existentielle Enzyklopädie", und sein Urbild, der fleischgewordene Logos. Enzyklopädie, das heißt: der Mensch als Totalität der Kräfte des All, die in ihm wesen, deren Gesamt sich in ihm verleiblicht (Mikrokosmos). Der Mensch steht aber ständig in doppelter Gefahr: den untermenschlich-dämonischen Bindungen distanzlos zu verfallen und sein Menschentum aufzugeben, oder sich in einseitiger Spiritualität aufzulösen, in überwacher Bewußtheit gleichsam zu versteinern. Die rechte Position ist die freiheitliche Mitte, wo die Gefahr vermieden wird, einseitig zu sein, wo sich die spirituellen und die erdhaften Kräfte vielmehr ausbalancieren bzw. gegenseitig durchformen. Das Bewußtsein muß aus seiner Verengung, in die es geriet, wieder zurückerweitert werden zum Welt-Bewußtsein, welches noch die Bezirke des Anorganischen, die Kristalle und Steine, umgreift. Das Verharren in formalistischer Bewußtheit muß zum Chaos führen, das sentimentale Sich-zurück-Träumen in mythisch-primitive Zeiten bleibt unfruchtbar; Ziel ist ein „verstärktes Bewußtsein", welches sich selbst überschreitet und zu den eigenen Wurzeln einsteigt. Diese Überschreitung ist eine Art Sterben, denn alles Erschaute sprengt zunächst unser Bewußtsein, und läßt uns untergehen, bis wir uns in einem erweiterten Bewußtsein wiederfinden. „Es ist ein Tod, in welchem wir in unser wahres Wesen hineinsterben." Erkenntnis hat einen doppelten Aspekt: sie ist Welterhellung und Menschenerhellung zugleich. So wird eine durchaus eigene Erkenntnistheorie skizziert, auf die wir hier nicht weiter eingehen können. Der bedeutendste Abschnitt des Buches ist wohl der IV. „Der Mensch inmitten der Tiergestalten", wo die Darstellung häufig in visionäre Schau umschlägt und von einem fast dichterischen Pathos getragen wird. Überhaupt ist die Darstellung im Formalen groß, vor allem in ihrer Bildkräftigkeit. Abschließend läßt sich sagen, daß die Hinordnung aller Gedanken auf den Logos als Mitte straffer hätte sein können; so wird der Logos-Begriff zum Teil recht peripher abgehandelt, zum Teil bleibt er ganz außerhalb des Gesichtsfeldes. Damit ist indessen die Bedeutung des Buches nicht geschmälert, das wirklich neue und fruchtbare Ansätze christlichen Denkens zeitigt, und vor allem in der Universalität seiner Fragestellung wegweisend ist.

Hans Jürgen Baden

Ich ging aus deinen Augen. Gedächtnisreden zu Erd- und Feuerbestattungen von Otto Siedel. Pfullingen, Joh. Baum. 23 S. —.90 M.

Neulich lernte ich bei einer Trauerfeier in Hamburg den Brauch kennen, daß zwar in der Kapelle des Friedhofs ein Pastor sprach, vorher aber in der des Krankenhauses ein „weltlicher" Redner, der dies berufsmäßig tut. Auch in anderen Großstädten wird das nicht mehr selten sein, und namentlich Theologen wird es von Interesse sein, die Art kennenzulernen, wie in diesem Heft ein Leipziger „Laie", der Jahrzehnte hindurch sich darum bemüht hat, deutsche Dichtung weiteren Volkskreisen zugänglich zu machen, an Särgen spricht. Er steht positiver zum Christentum, als gewiß oft die, die ihn riefen; dabei ist aber die ganze Haltung dieser Trauerreden bewußt anders, als die der Pfarrer. Der Wille, individuell zu sprechen, ist wohl bei Siedel stärker und das wirkt bisweilen nicht gut. Aber es kommt mir hier nicht auf ein Urteil über Einzelnes an, sondern darauf, diesen Typus außerkirchlich-seelsorgerlicher Rede vorzustellen. M

In der Krisis der Weltmission. Von Julius Richter. Gütersloh, Bertelsmann. 57 S. 1.50 M.

In großen Zügen untersucht Richter die gegenwärtige Missionslage mit all ihren Schwierigkeiten, und in ernster Selbstbesinnung auf das ureigenste Wesen christlicher Mission geht er den Wegen nach, die aus der Krisis herausführen sollen. Die Lage der Mission ist immer schwieriger geworden, draußen und drinnen; um so notwendiger ist es, das Interesse immer weiterer Kreise für die Mission zu gewinnen. Die Schrift ist aufs beste geeignet, die Gleichgültigen aufzurütteln. Henri Bouché

Bernhard von Weimar. Historische Erzählung von Felix Frh. von Stenglin. Leipzig, Wolfg. Rich. Lindner Verlag. 71 S.

Keine Lebensgeschichte, sondern eine ins Romanhafte umgebogene Schilderung der Konflikte, in die Bernhard durch seinen Vertrag mit Frankreich als Deutscher und Protestant geriet und in denen er sich selbst treu blieb. Der Verfasser verfügt über eine gute Erzählergabe; die einzelnen Persönlichkeiten sind scharf herausgearbeitet. Otto Michaelis

Herr, ich warte auf dein Heil. Predigten. Von Karl Heselbacher. Herborn, Oranienverlag. 166 S. 3,40 u. 4,— M.

Biblisch durch und durch und ebenso persönlich durch und durch. Niebergall hätte seine Freude daran gehabt. Dazu ist das Buch geformt von einem Meister der Sprache, erfüllt von Theologie, aber einer Theologie, die anschaulich wird. Denn was wäre Theologie bei einem Prediger, wenn sie nicht das Ergebnis der Welt- und Gotteserfahrung wäre? Adam Ritzhaupt

Der gläserne Mund. Roman von Hertha von Gebhardt. Berlin 1936, F. A. Herbig. 212 S., 4 Mk.

Die Geschichte um den „gläsernen" Mund muß Jeder selbst lesen; nacherzählen kann man sie nicht. Das Geheimnis ruht auch kaum darin, daß ein umgestülptes Weinglas auf einer polierten Tischplatte Zeichen schreibt, Worte zusammenfügt und auf unheimliche Fragen unheimliche Antworten gibt, weil eine spiritistische Tischgemeinschaft das so will und glaubt. Die erschütternde Wirkung dieses Buches geht von den seelischen Gewalten aus, die ein anfänglich kleines Menschenherz gegen den Geisterspruch des „gläsernen Mundes" in Bewegung setzt. Einem unabwendbar scheinenden Schicksal wächst hier ein Glaube entgegen, gegen einen Todesspruch bäumt sich ein Lebenswille auf, und es tritt kein Zeichen mehr ein, das voraussagt, wem der Endsieg gehört. Es tut nichts zur Sache, daß es in diesem Roman eine Mutter ist, die um das Leben ihres Kindes kämpft: der Kampf selbst ist symbolisch ausgeweitet, jedem Menschen vorbehalten und vorgestellt. — Die Verfasserin hat den Inbegriff aller Mächte, denen sich ein Mensch in seinem schicksalhaft empfundenen Ausgeliefertsein gegenübersieht, abgetastet. Das alles ist unübertrefflich in Sprache umgesetzt, mitgeteilt, so wie man nach einem großen Erlebnis in sich selbst weiterspricht, im Plauderton. Aber neben der Begeisterung für die Sprache wächst einem aus den dargestellten Lebensschicksalen noch etwas anderes zu, das noch stärkender ist als die äußere Kunst: daß es nämlich nicht darauf ankommt, wie das Schicksal ist sondern wie man es nimmt. Otto Hubele

Chronik

Staatliche Vorgänge

In einem Schreiben des Regierungspräsidenten von ünster an das Bischöfliche Generalvikariat heißt es über die ktüre des „Mythus des 20. Jahrhunderts" durch Lehrper- nen: „Ich habe darauf hingewiesen, daß die Durchnahme des Mythus "auf amtlichen Konferenzen nicht erwünscht und ein Zwang zu einer Lektüre von einer behördlichen Dienst- lle nicht geübt werden soll."

Von der Amtsleitung der NS-Kulturgemeinde ist der Dich- Hermann Burte beauftragt worden, einen neuen Text Händels Judas Makkabäus zu schreiben. JK 11.

Nr. 9 der deutsch-gläubigen Zeitschrift „Nordland" wurde gen eines scharfen Angriffes auf Pfarrer Zuckschwerdt, agdeburg, durch eine einstweilige gerichtliche Verfügung ver- ten.

Dinters Monatsschrift „Die Deutsche Volkskirche" ist s auf weiteres verboten worden.

Deutsche Evangelische Kirche

In den Disziplinarhof der DEK wurden berufen: ammergerichtsrat v. Bonin, Berlin, als Vorsitzender, Ober- chenrat Hosemann Stellvertreter, als weitere luth. Mit- eder: Studiendirektor Laasch, Loccum, Propst Laag, Stet- , Ministerialrat v. Burgsdorff, Dresden, Oberkirchenrat aumiller, München, Vizepräsident Loycke, Berlin.

Der Reichskirchenausschuß stellt fest, daß eine Sonn- gsschulhelferin nicht Führerin im Jugendwerk sei, sondern faches Gemeindeglied, und das Verbot für die BDM.-Füh- innen, als Sonntagsschulhelferinnen tätig zu sein (vgl. Sp. 379), Widerspruch zu dem Erlaß des Stellvertreters des Führers he, wonach den Parteiorganisationen jede Einmischung in die chlichen und religiösen Angelegenheiten verboten ist. ED 21.

Der Reichskirchenausschuß sagt in einem Gutachten er das Buch von Ludwig Müller „Deutsche Gottesworte" Sp. 479 und 497): „1. Das Buch stellt einen Betrug seiner ser dar, indem es ihnen etwas als Inhalt der Bibel, als Wort su Christi, als Verkündigung der Kirche darstellt, was es in irklichkeit nicht ist. 2. Damit bedeutet es eine völlige Verfäl- ung, Verjudung und Verdiesseitigung der in Christo geschehenen eilstat. 3. Der Verfasser sagt sich mit dieser Schrift und rem Nachwort von der im Worte Gottes begründeten, aus dem kenntnis heraus lebenden und ohne Lehre nicht existenzfähigen angelischen Kirche los. Alle seine gegenteiligen Erklärungen rden damit als unwahr entlarvt." Pr. Bl. 21.

Die rheinischen Pfarrer Karl Tiesler und Kinzel wen- n sich im Blatt der Deutschen Christen, Gau Rheinland (Ge- äftsstelle Oberhausen, Nohlstr. 6) gegen die Schärfe, mit der m Reichskirchenausschuß Müllers Buch verurteilt wurde.

Die bisher zur evangelischen Kirche Altpreußens gehörenden eistlichen und Gemeinden in Südamerika haben sich er DEK angeschlossen. DEK 21.

Landeskirchen

Durch Verordnung des altpreußischen Landeskir- enausschusses sind die in Groß-Berlin bestehenden angelischen Kirchengemeinden zu einem „Verbande der evan- lischen Kirchengemeinden in der Hauptstadt Berlin" zusammen- schlossen, der die Pfarrbesoldung sichert, für die Aufbringung r kirchlichen Umlagen haftet und auf eine Angleichung der Ge- hrensätze hinwirken soll. FZ 26. 5.

Dem Ausbildungsamt der Bekenntnissynode in erlin-Brandenburg unterstehen 222 Kandidaten und nen, 44 sind an die Bruderräte anderer Provinzen überwiesen rden. JK 11.

Der sächsische Landeskirchenausschuß hat einen Prüfungs- usschuß für die landeskirchlichen und gemeindlichen Beam- n gebildet. ED 21.

Sächsische Studenten der Theologie sollen wäh- nd der Sommerferien für 4–6 Wochen in hannoversche andpfarrhäuser zur Mithilfe an der Gemeindearbeit ge- idt werden, ebenso hannoversche Studenten in sächsische Pfarr- iuser. JK 11.

Zur Aufnahme in das Tübinger Stift wird jetzt der achweis der arischen Abstammung gefordert. RfKZ 22.

Der bayrische Landeskirchenrat hat verordnet: nach- m viele Gemeinden vergeblich versucht hätten, am 1. Mai Zeit für einen Gottesdienst zu erlangen, seien an diesem Tage die Kirchenglocken nur zu läuten, wo Gemeinden an diesem Tage Gottesdienst halten. Pr. Bl. 22.

Katholische Kirche

Der Eintritt des Papstes Pius XI. in das 80. Lebens- jahr wurde zu Pfingsten mit großer Feierlichkeit begangen. Bei einer Sonderaudienz von 10000 Pilgern aus 25 Staaten hielt der Papst eine Ansprache, in der er seiner Genugtuung über die katholische Aktion Ausdruck gab und vor dem Kommunismus warnte. FZ 2. 6.

Der Salesianerorden hat vom Vatikan den besonderen Auftrag erhalten, die katholischen Missionsaufgaben in Abessinien planmäßig in Angriff zu nehmen. Die Schweden fürchten infolgedessen für ihre dortige Mission. ED 22.

Während der ersten Nordamerikafahrt des „Hin- denburg" hat ein Pater Schulte die Messe gelesen. Auf evangelische Beschwerden hin stellt die Zeppelinreederei fest, daß das nur einmal bei besonderem katholischem Gedenktag ge- schehen sei und dem Vertreter jedes anderen christlichen Bekennt- nisses genau ebenso die Genehmigung zur Abhaltung eines Got- tesdienstes erteilt worden wäre. FZ 29. 5.

Kaplan Albert Münch aus Offenbach wurde wegen aufrei- zender Äußerungen gegen Einrichtungen und Angelegenheiten des Staates zu 4 Monaten Gefängnis verurteilt, die aber mit 3jähriger Bewährungsfrist erlassen wurden. FZ 27. 5.

Der Generalpräses des kath. Jungmännerverbandes, Ludwig Wollter, der vor vier Monaten unter Verdacht des Hochver- rats verhaftet worden war, wurde aus der Haft entlassen. DEK 27. 5.

Andere religiöse Vereinigungen

Die Mennoniten zählen in Deutschland, Danzig, Holland, Polen, Schweiz, Frankreich, Nordamerika, Kanada, Brasilien und Paraguay 500000 eingeschriebenen Mitglieder. Evang. 18.

Der dritte Allgemeine Mennoniten-Kongreß versammelt sich vom 29. Juni bis zum 3. Juli in Amsterdam. Nach einem Hinweis auf die Bedeutung von Mennos Arbeit für die Bruderschaft wird über die Mennoniten der Geschichte und Gegenwart in Holland, Deutschland, Polen, in der Schweiz, in Frankreich, in Rußland, in Nord- und Südamerika von dortigen Gemeinde-Gliedern berichtet; ferner über die Mennoniten und die Jugend, über ihre Mission, über die Mennoniten und die Gewalt, die Hilfsarbeit und die Emigration Vortrag gehalten. Ein Ausflug nach Wittmarsum in Friesland schließt die Tagung mit einer Feier am Denkmal Mennos.

4 Frauen wurden wegen Fortsetzung der Bestrebungen der Ernsten Bibelforscher vom Stettiner Sondergericht zu Ge- fängnisstrafen von 3–5 Monaten verurteilt. FZ 2. 6.

Das Aprilheft des „Deutschen Glaubens", ist ausgefal- len, Mai- und Juniheft erscheinen zusammen; die Zeitschrift soll vom 1. Juni an einen erweiterten Herausgeber- und Mitarbeiter- kreis haben.

Der Kampfbund „Deutsche Volkskirche" hielt Pfingsten in Bad Homburg eine Tagung ab, mit der die Einweihung der neuen Zentrale des Bundes, des Wartburghauses, verbunden war. Dr. Dinter gab programmatische Erklärungen über die näch- sten Kampfaufgaben der DV ab.

Ausland

Der Vertrauensmann der evangelischen Kirche in Österreich, Superintendent Heinzelmann, nimmt in einem Briefe an den Bundeskanzler Schuschnigg Stellung zu dessen Äuße- rung, die ostmärkischen Sturmscharen dürften nicht etwa nur anti- liberal oder antievangelisch, sie müßten prokatholisch sein, und beansprucht für die evangelischen Bürger gleiches Recht mit den anderen. ED 22.

Die Jahresversammlung der englischen Freikirchen in Bristol nahm ein Bekenntnis zur Aufrechterhaltung des Frie- dens an, verwarf aber einen Antrag gegen die Verstär- kung der englischen Rüstungen. In einer Entschließung zu den Beziehungen zwischen Staat und Kirche wurden ernste Besorgnisse gegen den Bericht der erzbischöflichen Kommission zum gleichen Gegenstand sowohl in kirchlicher wie politischer Hinsicht geäußert und die Lösung des Problems in der Entstaatlichung der Kirche gefunden. Evang 18

Die Generalsynode der anglikanischen Kirche Irlands lehnte die Zulassung von Frauen zu den Synoden und kirchlichen Ämtern ab. ED 21.

In Norwegen ist ein kirchlicher Presseverband be- gründet worden. ED 21.

Nach einer Havas-Meldung aus Rußland wird dort die Wiederzulassung des Glockenläutens erwogen. Eine Kommission bereise die größeren Städte, um die Kirchen zu besichtigen, sie habe sogar die Wiederbeschaffung von Kirchenglocken befürwortet, die während der Revolution und des Bürgerkrieges eingeschmolzen worden seien.

In Westabessinien wurde Missionar Müller von der Hermannsburger Mission ermordet; ein zweiter deutscher Missionar schwebt in Gefahr. ED 22.

Das kirchliche Einkommen in den Vereinigten Staaten ist 1928–35 um 43 Prozent, von 532,5 auf 304,7 Millionen Dollar gesunken. ED 21.

Von Zeitschriften und Personen

Die Zeitschrift Orient und Occident, die bisher bei Hinrichs erschien, ist in den Gotthelf-Verlag, Bern, übergegangen; heraus gibt sie in Verbindung mit N. Berdjaew Prof. Lieb (jährl. 6.80 M.).

Mit dem Titel Deutsche Glaubensfreiheit erscheint bei Pieper, Clausthal-Zellerfeld, eine Wochenschrift, herausgegeben von Pastor i. R. Roggenthien (monatl. 75 Pf.), als neue Folge von „Der Freiprotestant" und „Unsre Volkskirche" (Krause). An der am 30. 5. erschienenen Probenummer haben u. a. mitgearbeitet Walbaum, Mandel, Mugler, Taesler. Hier haben sich Angehörige der „Freien Religionsgemeinschaft Deutschlands" (Pick in Mainz), der freiprotestantischen Gemeinden (Walbaum in Alzey) mit solchen der Krauseschen Bewegung (von der Krause sich trennte) zusammengeschlossen.

Ernannt: Oberkonsistorialrat Hosemann, Berlin, zum Präsidenten des schlesischen Konsistoriums; Erzbischof von Ephesus und Nuntius in Bukarest Valerio Valeri zum Nuntius in Paris. Berufen Professor Helmut Lother, Breslau, für Kirchengeschichte nach Bonn; der a. o. Professor der Philosophie Theodor Steinbüchel in Gießen, zum ord. Professor der Moraltheologie in München; Professor Zscharnack in Königsberg zum nebenamtlichen Konsistorialrat; beim Konsistorium in Stettin Superintendent Prof. D. Laag, Gartz, zum Oberkonsistorialrat; Superintendent Boeters, Bublitz, zum hauptamtlichen Konsistorialrat; zu nebenamtlichen Konsistorialräten Superintendent Semrau, Stettin, Professor Deißner, Greifswald, Pfarrer Wiener, Finkenwalde. Beauftragt: Professor Vollrath, Erlangen, auch für das S. S. mit der Vertretung einer Professur für systematische Theologie in Göttingen. Habilitiert: Liz. H. Seesemann für NT in Königsberg. In den Ruhestand tritt Propst D. Forsthoff, der 1934 zum stellv. Landespfarrer der Rheinprovinz ernannt worden war. Gestorben: Stadtpfarrer Roth in Hermannstadt, Kardinal Lepicier, Rom, der methodistische Bischof William Burt in Clifton Spring (Amerika), 1904–12 in Zürich, damals auch mit der Aufsicht über die deutschen Gemeinden betraut ;der langjährige Herausgeber des „Christlichen Apologeten" Dr. Albert Nast; Oberkonsistorialrat Walzer, Königsberg. E St

Verschiedenes

Der Anschluß der sächsischen Landeskirche an den Lutherischen Rat ist mit Recht viel beachtet worden (vgl. auch Urkunden Sp. 558). Der feierliche Akt in der Dresdner Frauenkirche hat tiefen Eindruck gemacht, und wenn auch deutlich war, daß die Redner Breit, Ficker, D. Zöllner, bei aller Gemeinschaft der Überzeugung doch nicht durchweg das Gleiche betonten, so bleibt bedeutsam, daß der Beitritt der größten deutschen lutherischen Landeskirche zu diesem lutherischen Verband amtlich vom Reichskirchenausschuß anerkannt und begrüßt worden ist. Daß der Lutherische Rat nicht als eine dem Zusammenschluß der Deutschen evangelischen Kirche feindliche Stelle angesehen wird, ist nun ebenso deutlich, wie daß der Reichskirchenausschuß auf die Wünsche der Lutheraner, sich enger zusammenzuschließen, in weitem Umfange einzugehen willens ist. M

Achtung vor dem Glauben Anderer. Wer es mit dem Grundsatz der Gewissensfreiheit ernst nimmt, muß sich kräftig dagegen wenden, daß religiöses Empfinden verletzt wird, daß man den Glauben Andrer beschimpft oder verspottet. Und nur wer Achtung vor jeder ehrlichen Überzeugung hat, wird den Grundsatz der Gewissensfreiheit festhalten. So ist der unter Urkunden (Sp. 559) mitgeteilte SS-Befehl Himmlers besonders zu begrüßen; er stellt ein wichtiges praktisches Seitenstück zu dem darin erwähnten Erlaß von 1933 über Gewissensfreiheit dar, der die Unterschrift von Heß trägt, und man muß wünschen und hoffen, daß er auch in allen anderen Verbänden beachtet und streng befolgt wird; dann wird viel Bitterkeit aus dem öffentlichen Leben unsres Volkes, viel Sorge um den Geist, in dem unsre Jugend erzogen wird, schwinden.

Olympia. Wenn Viele meinen, Religion und Sport, Christentum und körperliche Ausbildung lägen weit auseinander, so sollte schon die Betrachtung von Bonus in voriger Nr. „Wege zum Erfolg" daran erinnern, daß das Streben des Christen bereits von Paulus mit dem des antiken Wettkämpfers verglichen worden ist. Treten die Olympia-Kämpfe stärker in den Vordergrund des Interesses, als bisher in Deutschland solche Sportveranstaltungen zu tun pflegten, so sollen die bewußt christlichen Kreise das beachten. Vom kirchlichen Olympia-Ausschuß wurde bereits hier berichtet; er hat soeben ein Bildblatt „Deutschland, das Land der Reformation" herausgegeben, das für die ausländischen Olympia-Teilnehmer bestimmt ist (Berlin-Steglitz, Evang. Preßverband). Aus einer Reihe für die Tage des Festes geplanter kirchlicher Veranstaltungen sei schon jetzt der am 1. August mittags stattfindende Gottesdienst im Berliner Dom erwähnt, bei dem D. Zöllner predigen wird.

Heidelberg und die Theologie. Ein 500jähriges Jubiläum, wie es die Heidelberger Universität als älteste der reichsdeutschen Hochschulen 1886 feierte, hat mehr Glanz als eine 550-Jahrfeier, wie sie dort nächster Tage begangen wird. Immerhin ist Heidelberg eine der auch im Ausland gefeiertesten Universitäten unsres Vaterlands; ihrer Feier mit herzlichen Wünschen zu denken, haben wir besondern Anlaß im Blick auf das, was dort namentlich in neuerer Zeit für die evangelische Theologie geleistet worden ist. Meist trug die theologische Fakultät nicht das Gepräge einer einheitlichen Schule. Anfang vorigen Jahrhunderts lehrten dort nebeneinander der Religionsphilosoph Daub, der Rationalist Paulus und de Wette, um die Mitte des Jahrhunderts war ihr berühmtester Theolog Richard Rothe, ein besonders vielseitiger Geist, von stärkstem philosophischem Sinn, in seiner Frömmigkeit vom Pietismus beeinflußt, und doch weltoffen wie Wenige, einer der Väter des Protestantenvereins. Vor dem Weltkrieg wirkte zwanzig Jahre hindurch Troeltsch in Heidelberg, in enger Gemeinschaft mit seinen theologischen Kollegen und außertheologischen Forschern, wie Max Weber. In der badischen Landeskirche wie in der Heidelberger Fakultät hat sich seitdem viel verändert, aber das Erbe der Zeit, da freie theologische Forschung in fruchtbarer Wechselwirkung mit der Arbeit anderer Fakultäten stand und viele ausländische Schüler anzog, soll unverloren bleiben.

Der Evangelisch-Soziale Kongreß wählte an Stelle seines verdienten bisherigen Vorsitzenden Reichsgerichtspräsidenten i. R. D. Simons, der zurücktrat und zum Ehrenpräsidenten ernannt wurde, den Pfarrer D. Herz in Leipzig, der bereits seit langer Zeit die Geschäfte des Kongresses führt, als Herausgeber der inhaltreichen Zeitschrift Evangelisch-Sozial und als Mitglied des früheren Deutschen evangelischen Kirchenausschusses bekannt ist und durchaus der Berufene war, die Leitung des Kongresses zu übernehmen. Möge die Arbeit des Kongresses, der wichtige Aufgaben behält, weiterhin unsrer Kirche und unsrem Volke Gewinn bringen!

Die Schriftleitung der CW ist seit 13. Juni nicht mehr in Kiel, sondern in Leipzig-Markkleeberg 1, Hindenburgstr. 34 (kein Personen-, sondern nur Ortswechsel).

Versammlungskalender

24.—29. Juli Evangelische Woche Stuttgart.
28. Juli—2. August Theologenkonferenz des Weltbundes für freies Christentum Arnheim.
24.—28. August Allianzkonferenz Blankenburg Thür.
28. August—1. September Gustav-Adolf-Verein Kassel.
21.—23. Sept. Protestantischer Weltverband Podebrady (Tschechoslowakei).
11. Oktober 50 Jahr-Feier des Evangelischen Bundes Erfurt.

Die nächste Nummer erscheint am 4. Juli 1936
Schriftleiter: Prof. D. H. Mulert
Leipzig-Markkleeberg 1, Hindenburgstr. 34

Druck der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig

Brief-Urteile über
Adolph: „Entbürgerlichung des Protestantismus"

Ein junger Pfarrer: Mit großer Freude und innerer Befriedigung habe ich das Buch gelesen. Es ist Ihnen eine Sinngebung des gewaltigen Geschehens der letzten Jahrzehnte gelungen, die vielleicht von großer Bedeutung werden wird. Was Ihnen geschenkt worden ist, wird nun hoffentlich vielen Protestanten helfen, hier ist der Weg zu wirklichem, tiefem und befriedigendem Verständnis des Nationalsozialismus vom protestantisch-theologischen Denken aus geöffnet. Mögen ihn viele gehen.

Eine Studiendirektorin: Ich kenne keine Darstellung unserer Kirchengeschichte, die mit so klaren Linien, mit so zwingender Folgerichtigkeit die Entwicklung, die zu der heutigen Lage führen mußte, schilderte. Und dabei ist es ein aufrüttelndes Buch; ganz unwillkürlich stellt man sich beim Lesen die Gewissensfrage, wie tief man selbst wohl noch in bürgerlichen Elementen wurzelt oder in geistiger Absonderung lebt. Dabei berührt so wohltuend, daß der Verfasser sich von allem scharfen Verurteilen, von allem Verletzenden freihält und damit in echt wissenschaftlichem Sinn klärende Aufbauarbeit leistet. – Gefreut hat es mich auch, wie positiv er über die Gruppenbewegung urteilt.

138 Seiten / Preis kartoniert zwei Mark

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Zum Erwachen des kolonialen Interesses

Von dem bekannten, von Prof. D. **Julius Richter**
mit Unterstützung der deutschen evangelischen Missionsgesellschaften herausgegebenen Werk

„Das Buch der Deutschen Weltmission"

erscheint neben der Geschenkausgabe (wie bisher Ganzleinen RM 7.50) eine
ungekürzte Studienausgabe in einfachem Einband **Halbleinen** zum Preis von **nur RM 5.60**

Diese Studienausgabe wird besonders den Missions-Studienkreisen, Seminaren und Arbeitsgemeinschaften willkommen sein. Gelegenheit zum Bezug gegen Zahlung in Raten bieten die meisten Buchhandlungen.
Das Buch bietet nicht nur einen Überblick über die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der deutschen evangelischen Mission, sondern zeigt, welche Fragen und Aufgaben heute von der Mission zu lösen sind. In besonderer Weise werden in dem Buch die Angriffe auf die Mission sachlich geprüft. Der Deutsche evangelische Missionsrat hat die Verbreitung des Buches besonders empfohlen. Wir hoffen, daß diese **Studienausgabe** allen Freunden der Mission bald unentbehrlich ist. Das erwachende Kolonial-Interesse zwingt weitere Kreise, sich ernsthaft mit der Mission auseinanderzusetzen.

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Ein Handbuch zur Feiergestaltung,
ein Buch für den Feierabend!
Eine unerschöpfliche Fundgrube!

Deutsche Evangelische Erziehung: „Bei weitem das sicherste Fingerspitzengefühl in der Auswahl der irgendwie charakteristischen und fruchtbaren Leistungen beweist die schöne Sammlung Mühles." Gustav Würrenberg

Evangelischer Beobachter: „Für Feierveranstaltungen der Arbeit – auch solche gottesdienstlicher Art – läßt sich die Sammlung trefflich verwenden."

Nationalsozialistische Monatshefte: „Die vorzügliche Auswahl und die gute Ausstattung machen dieses Buch zu einem der besten und schönsten Erzeugnisse des literarischen Schaffens, es ist eine Leistung aller schaffenden Stände und damit des ganzen Volkes."
Erich Langenbucher

Das Lied der Arbeit

Selbstzeugnisse der Schaffenden

Ein Querschnitt
durch die Arbeitsdichtung der Gegenwart,
in Zusammenarbeit der Deutschen Arbeitsfront
mit dem Reichsnährstand,
dem Reichsstande des Deutschen Handwerks
und dem Arbeitsdienst herausgegeben von

HANS MÜHLE

Geleitwort von Dr. Robert Ley

Edelbroschur 3.– RM, Leinen 4.– RM

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Die „Christliche Welt" ruft Sie auf!
Als ihr Leser sind Sie ihr Mitarbeiter, auch wenn Sie zu manchem, was sie bietet, Vorbehalte machen sollten. Es geht um eine Erneuerung, um eine Vertiefung des protestantischen Gedankens; diesem in der ganzen christlichen Welt zu dienen, ist seit 50 Jahren die „Christliche Welt" berufen. Bitte helfen Sie mit und sagen Sie es Ihren Freunden.
Der Herausgeber und der Verlag

Neue Lutherfunde!

Die Lutherische Hauspostille
mit Einträgen des Reformators,
Luthers Wandschrift
aus dem Turmzimmer des Lutherhauses,
Untersuchung des
Luther-Familienarchivs

Soeben erschienen:

Theologische Studien und Kritiken
Jahrgang 1936 / 107. Band / Neue Folge II
erstes Heft:

Lutherana VII

Preis 4.– RM
im Abonnement bei jährlich 6 Heften
3.50 RM pro Heft
mit Beiträgen von
Professor D. Dr. Johannes Ficker, Halle a. S.

Lutherorum Acta
Mit einem Faksimiledruck der
Lutherschen Handschrift

Zu den Bemerkungen Luthers
in Taulers Sermones
(Augsburg 1508)
Mit der farbigen Wiedergabe
eines Holzschnittes von
Hans Burgkmair

Eine Inschrift Luthers
im Lutherhause

Leopold Klotz Verlag / Gotha